Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 22/23 — Gotha, 1. Juni 1925 — 39. Jahrgang

Inhalt: Pfingstbewegung — Deutschland und der Sozialismus (Brunstäd) — Freiwilliger Arbeitsdienst — Alkohol und Niederlage (Hans Schmidt) — Evangelische Jugendämter, ihre Notwendigkeit und ihre Aufgaben — Die erste evangelische Glaubenslehre. Luthers Traktat von der Freiheit eines Christenmenschen. Neuntes Stück — Das konfessionelle Motiv bei der Reichspräsidentenwahl — Zur Reichspräsidentenwahl. Offener Brief an den Herausgeber — Das Drama des Auslandes. Die deutschen Theater nach dem Kriege 5 — Otto Herpel † — Bücher und Schriften: Vom Alten Testament (Budde); Evangelisch-Sozial (Herz); Evangelisch-Sozial (Ae); Fabrik und Zuchthaus (Adler); Von der Arbeitsgesinnung unserer industriellen Massen (Marr); Neuer Anfang — Lebenswende (Voigt); Kirche und Jugendwohlfahrt (Beutel); Der Ruin der freien Wohlfahrtspflege durch ihre Freunde (Schreiner) — Verschiedenes: Ich bin nicht Anthroposoph; Die Frau als Schöffin in Prozessen wegen Vergehens gegen die Sittlichkeit; Katholizismus und Protestantismus; Jungpfarrerzeit auf Schloß Elmau; Gustav-Dalman-Institut; Ein Flugblatt gegen die ernsten Bibelforscher; Kleine Mitteilungen — Aus der sozialen Welt — Vom Katholizismus der Gegenwart — Wöchentliche Chronik — Anzeigen

Pfingstbewegung

Und da sie gebetet hatten, bewegte sich die Stätte, da sie versammelt waren. Apostelg. 4, 31

Es wird auch in diesen Pfingsttagen in starken Worten um den heiligen Geist gebetet werden. Und die wunderstarken Pfingstlieder wird man singen. Die Prediger werden von der Ausgießung des heiligen Geistes reden. Aber es wird sich nichts bewegen. Und darauf kommt doch alles an.

Wohl, in manchen Herzen wird es schon ein wenig Bewegung geben. Der Prediger wird glauben, was er betet und predigt. Er wird davon ergriffen sein. Und der Kirchgänger oder die Kirchgängerin werden auch etwas davon spüren, daß Pfingsten ein sonderliches Fest ist mit seinem Gedanken an, mit seinem Reden von und zu dem heiligen Geist. „Komm, heiliger Geist, Herr Gott!"

Aber das Wunder, daß die Stätte, da sie versammelt sind, sich bewegte, begibt sich nicht.

Es ist heute viel von allerlei Bewegungen die Rede. Gruppen, die sich um einen Mann oder um einen Gedanken sammeln, nennen sich gern „Bewegung". Und zuweilen gibt es auch eine wirkliche Bewegung, die Massen ergreift und Jahre hindurch dauert. Wie die Jugendbewegung. Aber insgemein bewegt sich nichts.

Noch einmal, es wird wohl ein Herz, eine Seele, ein Gewissen bewegt. Gottes Geist hat immer sein Werk. Zu Pfingsten und sonst. Er bläset, wo er will, und du höreſt sein Sausen wohl. Aber was man sich so sehr wünschte, von ganzem Herzen ersehnt, daß einmal „die Stätte sich bewegte", das „ganze Haus erfüllt" würde — die ganze Gemeinde, das ganze Volk ergriffen würde und einen Anstoß erhielte zu einer ewigen Bewegung, das bleibt aus.

Es ist so viel guter Wille da. So viel Ansatz und Anlauf zu Neuem, Besserem. Aber dazwischen so viel Ohnmacht. „Kinder wollen an die Geburt, und ist keine Kraft da, zu gebären."

Man kann ja Geduld haben. Gott hat auch Geduld. Warum hat er so viel Geduld?

Man kann sich der kleinen Anfänge freuen. Da ist das Gleichnis vom Senfkorn. Aber wo bleibt der Baum? Und das Gleichnis vom Sauerteig. Aber wo bleibt das Brot? Haben wir nicht zuweilen zu viel Geduld mit uns? Und hat Gott wirklich so viel Geduld mit uns? Woher wissen wir das?

Geistesausgießung! Ein Brausen vom Himmel. Feurige Zungen. Wundervoll.

Aber nun die Bewegung! Damals gab es darnach eine Bewegung. Was sich heute unter uns und in uns bewegt, ist noch ein Teil dieser Bewegung von damals. Man steht staunend still, wenn man sich das klar macht. Es bedarf, so scheint es, keiner neuen Bewegung. Keiner neuen Ausgießung. — In der Bibel steht es anders. Es bedarf wohl einer steten neuen Ausgießung und steten neuen Bewegung. Und die können niemals nur das Erlebnis eines Einzelnen drin im Herzen sein, sondern sie müssen sich fortsetzen von Welle zu Welle, von Meer zu Meer, von Mensch zu Mensch, von Masse zu Masse.

Laßt uns Pfingsten feiern mit der Sehnsucht, herauszukommen aus allem Eigengenuß der frommen Seele zu der wahrhaftigen Gemeinschaft eines frommen Lebens. Wir können nicht Gott haben ohne den Nächsten. Wir können nicht Christus haben ohne den Bruder. Wir können den Geist nicht haben ohne die Gemeinde, ohne ein Sichbewegen, Sichaustauschen, ja Sichauswechseln herüber und hinüber, ohne ein Vorwärtsdrängen zu gemeinsamem heiligen Tun. Laßt uns doch besser einander verstehen und durch solches Verstehen gestärkt und geschlossen die Welt bewegen. R

Deutschland und der Sozialismus

Deutschland und der Sozialismus. Von Friedrich Brunstäd. Berlin, Otto Elsner 1924. 324 S. 6, geb. 7.50 M.

Die Notwendigkeit einer sozialen Neugestaltung des Volkskörpers liegt auf der Hand. Es ist nicht bestimmt erwiesen, ob auf solche Gestaltung der gelehrte Philosoph mit seinen Ideen einen praktischen Einfluß ausübt oder ob er nicht selbst Erscheinungsform einer Entwicklung ist, die sich unabhängig vom Denken in der objektiven Dialektik des Geschehens vollzieht. Man wird diese Frage nie endgültig entscheiden können. Auf jeden Fall aber glauben wir an die Macht von Ideen, die in Gestalt des gesprochenen und geschriebenen Wortes unter die Menschen geworfen werden und ihre intellektuelle Auffassung der Dinge und damit ihren Willen bestimmen.

Einen derart praktischen Zweck hat das Buch des Professors für Philosophie in Erlangen Friedrich Brunstäd: „Deutschland und der Sozialismus". Es ist erschienen im Rahmen einer „Nationalen Bücherei, herausgegeben von Dietrich Schäfer". Mitarbeiter der Bücherei sind Dietrich Schäfer selbst und Gustav Roethe. Damit ist die Tendenz des Buches schon ausgesprochen: „national" in dem Sinne, was man heute darunter versteht, d. h. antisozialistisch, antidemokratisch und antiparlamentarisch; noch mehr: sie ist nach ihrer wirtschaftlichen Seite bewußt kapitalistisch. Von dieser Einstellung aus wird eine „wissenschaftlich"-historische und analytische Darstellung der modernen Geschichte des Geistes und der

Politik geboten mit besonderer Berücksichtigung der Rolle, die der Sozialismus dabei gespielt hat. Es liegt auf der Hand, daß bei solcher Methode dem Sozialismus von vornherein das Todesurteil gesprochen ist. Das ganze Buch bedeutet eine mit wissenschaftlichen Mitteln verfaßte Tendenzschrift gegen den Sozialismus und die Demokratie.

Nun ist bei allen derartigen umfassenden Betrachtungen ein subjektives Moment, das als Überzeugung des Forschers die Darstellung prägt, nicht zu umgehen, ja sogar notwendig. Und der Verfasser gesteht im Vorwort ganz ehrlich, eine solche persönliche Überzeugung in Form einer ursprünglichen Wertung der Ereignisse in sich zu tragen, ja er macht kein Hehl daraus, daß er ihr mit diesem Buche Geltung verschaffen möchte; er hofft dabei doch „die ernste Pflicht wissenschaftlicher Wahrheit" erfüllen zu können. Aber gerade diese Pflicht kam vor der Absicht, ein politisches Bekenntnis abzulegen, stark zu kurz. Auch von einem derartigen Werk muß man fordern, daß die persönliche Überzeugung von der wissenschaftlichen Forschung deutlich mitbestimmt ist, daß der Weg der Wissenschaftlichkeit mit allgemein-gültigen Mitteln in allem Ernste bis zur Grenze gegangen und dann erst zu letzten Entscheidungen die persönliche Überzeugung angerufen wird. Diesen Eindruck aber hat man leider von diesem Werke nicht. Wie heute so viele Bücher ähnlicher Art, ob nun aus dem rechten oder linken politischen Lager, ja fachenwissenschaftliche Werke der systematischen Disziplinen überhaupt, bietet auch Brunstäds Buch Konstruktionen, d. h. eine Zurechtlegung der geistigen Phänomene: Aufklärung, Idealismus, Sozialismus, Kapitalismus, Demokratie, Parlamentarismus, bis sie in den Bau der Gesamtanschauung des Verfassers passen. Und so werden auch Demokratie und Sozialismus in die richtige Positur gestellt, um desto leichter erschlagen werden zu können.

Ich habe noch selten ein Buch gelesen, das so schwer klar zu beurteilen ist. Viel Gutes und Richtiges im einzelnen, aber daneben falsche Konsequenzmacherei, indem man aus diesen Phänomenen angeblich wesensnotwendig Konsequenzen zieht, die sie selbst nicht gezogen haben, Lücken überspringt, voreilig kombiniert und alles im Interesse einer bestimmten Tendenz. Und darum wird das Gesamtbild schließlich doch falsch.

Der Verlauf der Entwicklung wird etwa folgendermaßen gezeichnet. Die Aufklärung hat die Tendenz, die einzelnen Kulturgebiete gegenüber der einheitlich-metaphysischen Zielsetzung zu verselbständigen; sie tut es zuallererst mit dem „theoretischen Wert" (was man sonst theoretische Vernunft nennt), dann aber auch mit den übrigen Werten, vor allem der Wirtschaft. Sie löst den Organismus der ständischen Gemeinschaft auf in „absolute Individuen", die nur zu Interessenverbänden, zu Gesellschaft, sich zusammenzuschließen fähig sind. Der einzig treibende Impuls des gesellschaftlichen Handelns ist dann das „größte Glück der größten Zahl": Eudämonismus und Utilitarismus. Politisch offenbarte sich dies Prinzip in der Vertragstheorie, welche den Staat durch freien Entschluß absoluter Individuen aus eudämonistischen Beweggründen entstehen lehrt. Während sich nun die westlichen Länder (Frankreich, England und Amerika) geradlinig aufklärerisch ins 19. Jahrhundert herüberentwickelten, brachte Deutschland die „klassische, nationale Kulturschöpfung" hervor: den Idealismus Kants, Fichtes und Hegels. Kritizismus, schöpferische Persönlichkeit, Synthesis a priori, Organismus, Gewissen, Liebe, Gemeinschaft bezeichnen die Begriffe, in denen der Verfasser die schöpferischen und erlösenden Elemente des deutschen Idealismus sieht, der heute allein imstande ist, zusammen mit Bismarckschem Geiste die Nation vom Verderben zu erretten. Sie sind berufen, Katholizismus, Protestantismus und Aufklärung zu erfüllen, sogar zu überwinden, wie auch, was uns besonders interessiert, der Protestantismus erst durch eine Neubelebung des deutschen Idealismus wieder Gehalt und Stoßkraft bekommen wird. Professor Lütgert in Halle wird wohl an diesen Ausführungen seines „nationalen" Freundes in Erlangen große Freude haben!

Was den Idealismus politisch so wertvoll macht, das ist seine Geltendmachung des Überindividuellen, sei es in Form des Erkenntnisgesetzes, dem man zu gehorchen, sei es in Form des staatlichen Organismus, dem man sich unterzuordnen hat. Er wird so die geistesgeschichtliche Ausprägung des später in Bismarck verkörperten Preußengeistes, des nationalen Machtgedankens und gesunden Imperialismus. Leider aber hat das 19. Jahrhundert im demokratisch-liberalistischen Bürgertum, wie ganz besonders im Sozialismus eine Wiederaufnahme und Fortführung der Aufklärung, ihres absoluten Individualismus und platten Eudämonismus, jetzt aber noch verstärkt durch Materialismus und Atomismus, erlebt. Marx, Engels und Dietzgen sind ihre Hauptwortführer. Sie rauben der Arbeiterklasse das Gefühl für den überindividuellen Organismus „Staat" und sehen ihr Heil in Demokratie, Klassenverhetzung und Pazifismus. Von daher datiert, wirksam über die Reichstagsmehrheit der Friedensresolution 1917 und die sozialistische Revolution 1918, das Unheil Deutschlands. Der Sozialismus hat schwere Schuld am Ausbruch des Weltkriegs und am schließlichen Zusammenbruch. Statt dessen ist nötig: Überordnung des Staates und der Nation über das Individuum, Dienst am Überindividuellen; zu diesem Zweck konstitutionelle Verfassung, wo das Volk frei und autonom seine Meinung äußern kann, aber die Grenze seines Willens an der „Krone" findet, die das Prinzip der Überindividualität des Staates verkörpert, ohne deshalb monarchisch sein zu müssen. Was sie dann sein soll und warum dann, wie in unserer Demokratie, ein den Staat über dem Parlament vertretender Präsident nicht genügen soll, bleibt im Unklaren.

Es geht bei diesen Darstellungen recht kunterbunt durcheinander. So einfach sind die Dinge denn doch nicht und schwerste Probleme werden leichthin überkleistert. Ich will nichts sagen über die eigentümlich konstruierte, richtige und doch nicht richtige Darstellung Kants, Fichtes und Hegels, die nur soweit reicht, als sie in das Buch paßt. Aber steckt der Idealismus nicht mit seiner Wurzel in der Aufklärung? Ja kann man ihn nicht geradezu noch als ein Stück von ihr betrachten? Trifft die Lehre vom absoluten Individuum nicht auch auf Kant zu? Jeder Mensch hat nach ihm als Vernunftwesen Würde, weil er Anteil hat an der die Welt erkennenden und sich ihr im sittlichen Handeln wieder entwindenden Gesamtvernunft. Was Brunstäd von der Herrlichkeit der Persönlichkeit sagt, daß sie selbst das Gesetz hervorbringe, wonach sie die Realität meistere, von der Synthesis a priori und Apperzeption, das ist von Kant gar nicht so gemeint. Gerade in der theoretischen Erkenntnis entfaltet sich die Persönlichkeit nicht, da steht sie unter dem Zwang der Anschauungsformen und Kategorien. Erst als sittlicher Mensch, als „intelligibles Ich" ist der Mensch frei; aber was hier „Freiheit" und Persönlichkeit bedeutet, muß auch wieder erst begründet und erörtert werden. Man erkennt dadurch, daß der Verfasser umdeutende Begriffe verwendet, überhaupt schwer, auf welche Gedankenreihen in Kant er anspielt, und weiß nicht, ob man es mit dem Kant der Erkenntniskritik oder der Urteilskraft zu tun hat. Wie kann man bei Kant auch die erkennende und handelnde Vernunft so über einen Leisten schlagen und schließlich noch sagen: Kants Religionsphilosophie habe „bei all ihrer Unfertigkeit (solche Einschränkungen sind bezeichnenderweise häufig) doch auch die selbständige Eigenart der Religion erschlossen"? Nein — keiner der deutschen Idealisten, auch Fichte und Hegel nicht, hat die selbständige Eigenart der Religion erkannt; für Hegel ist sie, genau wie für den Aufklärer Leib-

niz, eine niedrigere, verworrene Selbstoffenbarung des Geistes.

Auch erfahren wir kein Wort von der Problematik von Individuum und Gemeinschaft, wovon heute die philosophische Literatur voll ist. Wie kann man die schöpferische Persönlichkeit mit Kant so stark behaupten und dann mit einem leichten Federstrich vom Organismus, von Gemeinschaft reden! Dazu ist für einen philosophischen Kopf ein weiter Weg. Hier ist die Erörterung wie an so vielen Stellen nicht tief genug. Kant hat für übergeordnete soziale „Organismen" wenig Verständnis gehabt, so für die Ehe, die ihm lediglich eine Rechtsgemeinschaft war, so auch für den Staat, für dessen Entstehung auch er am Vertrag als „regulativer Idee" festgehalten hat. Und schließlich führen die politischen Konsequenzen Kants zur Demokratie, zum Weltbürgertum und zum ewigen Frieden, und nicht zum preußischen Nationalstaat. Beim späten mystischen Fichte ist sein Verhältnis zum Nationalstaat auch bedenklich. Und überhaupt das Bismarcksche Preußen in die Vollendungslinie des deutschen Idealismus setzen zu wollen, dazu muß man schon eine starke Liebe zu beiden haben. Ich wüßte nicht, was der an sich tüchtige preußische Kommißstiefel mit dem deutschen Idealismus gemein haben sollte. Ich habe während meiner sehr langen Militärzeiten vom Einjährigen bis zum Offizier wenig von „Idealismus" auf dem Kasernenhofe gemerkt. Ich weiß nicht, ob nicht der Pazifismus, den der Verfasser ganz oberflächlich mit seiner Formel vom Eudämonismus des absoluten Individuums abtut, mehr mit dem deutschen Idealismus zu tun hat als der preußische Imperialismus. Und man kann auch hier wieder nicht energisch genug den Satz zurückweisen, als ob der Krieg das geeignete Mittel sei, die Tüchtigkeit der Völker zu erproben. Der starre Militärstaat, wie z. B. der römische, ist kulturlos, wie im Grunde das kaiserliche Berlin auch war; und gerade die große nationale Kulturschöpfung des deutschen Idealismus ist nicht unter dem Schutz von Bajonetten entstanden. Damit soll gegen die staatspolitische Notwendigkeit einer Wehrmacht nichts gesagt sein.

Und nun das strittige Objekt: der Sozialismus. Auch da muß man sagen: Es ist nicht falsch, was der Verfasser von ihm schreibt, aber es ist auch nicht richtig. Zunächst leitet er den Sozialismus, namentlich in der marxistischen Form, von der Aufklärung her. Es ist gut, wenn das klar und energisch betont wird, wie es neuerdings auch Sombart tut. Damit sind die vergeblichen Versuche christlicher Idealisten zurückgewiesen, in ihm Reste verborgenen Christentums sehen zu wollen. Es ist gut, zu zeigen, daß hier die letzten Konsequenzen der Aufklärung zum Materialismus führen. Das Marxistische System ist materialistisch; auch darüber können Umdeutungsversuche nicht hinwegtäuschen. Auch bewegte sich die Agitation häufig in sehr platten und tiefen Niederungen, allerdings nicht bloß die marxistische. Aber wenn man als Historiker den tieferen Sinn einer Bewegung begreifen will, genügt es nicht, sich an die Erscheinung zu klammern. Erscheinungen sind Symptome tiefer liegender Regungen. Warum der Materialismus? Weil die gesamte Wissenschaft damals materialistisch war, nicht nur die französische, auch die deutsche, nicht so die englische und amerikanische. Daß der Sozialismus dort weltanschaulich ganz andere Bahnen ging, geschah deshalb, weil in den verschmähten westlichen Ländern (Brunstäd gebraucht den Ausdruck „westlich" immer mit einer verächtlichen Geste) das soziale Christentum eine lebendigere Macht war als in Deutschland. Weil es in England heute eine Konferenz für christliche Politik, Wirtschaft und Staatsbürgertum (COPEC), einen christlich durchtränkten Sozialismus, weil es in Amerika einen interkonfessionellen Kirchenbund gibt, der durch einen sachverständigen Ausschuß machtpolitisch in die Fragen der Arbeitszeit, Japanerbehandlung und des Alkohols eingreift, weil dort die sogenannte „Aufklärung", d. h. das Recht auf Autonomie des Menschen, aus christlich-religiösen Quellen ganz richtig und konsequent hergeleitet wurde, darum gibt es dort nur einen verschwindend kleinen materialistischen Sozialismus. Und man sollte sich doch ein wenig davor hüten, wie es auch Andere tun, über „westliche" Demokratie, Staatsidee usw. die Nase zu rümpfen. Sollte der deutsche Sozialismus nicht materialistisch sein, diese Bewegung, die sich aus Proletariat, d. h. aus — weltanschaulich genommen — naiven Kindern, zusammensetzte, wo es alle „religiösen" Kreise, Kirche, Beamten- und Unternehmertum sich und seiner furchtbaren Not verständnislos gegenüberstehen sah? Niemand, kein Staat und keine Kirche und kein Idealismus, hat dem Arbeiter damals zum Recht seines Standes, das auch Brunstäd jetzt betont, verholfen als allein er sich selber. Sollte der Sozialismus nicht eudämonistisch sein, wo er das Bekenntnis einer um die allernackteste Existenz ringenden unbelehrten, hungernden Masse darstellt! Wahrhaftig, hier von der moralisch-idealistischen Warte aus Vorwürfe machen zu wollen, ist ödeste Verständnislosigkeit. Kann man es rein historisch solchen Leuten verargen, wenn sie Antiidealisten, ja sogar Idealismus-Verächter, Materialisten und Klassenkämpfer werden? Übrigens ist das Ideal des Sozialismus nicht der Klassenkampf, sondern der klassenlose Staat — das weiß auch der Verfasser, hat es aber nicht ernst genommen. Der Materialismus und sein hysterisches Geschrei ist Ressentiment; damit verliert er seinen positiven Ernst. Und alle Sozialpolitik, Innere Mission, Gewerkschaftspolitik, sozialistische wie nichtsozialistische, Alles, was heute geschieht für die Arbeiterschaft, die — wenn sie Arbeit hat — wenigstens nicht zu verhungern braucht bei Wochenverdiensten von 20—25 Mark —, alles das wäre nicht, wenn die maßgebenden Kreise nicht die Angst vor dem dröhnenden Schritt der disziplinierten Arbeiterbataillone gepackt hätte. All das wäre nicht ohne das blutige Märtyrertum tausender vom Bismarckschen Sozialistengesetz verfolgter Arbeiter — Anhänger der angeblich platt egoistisch materialistischen und eudämonistischen Sozialdemokratie. Ein wirklich historisches Verständnis dessen, was Sozialismus ist, kann man — wie bei allen historischen Phänomenen — nur durch Liebe gewinnen, ohne deshalb Sozialist sein zu müssen. Und diese Liebe des Verständnisses fehlt dem vorliegenden Werke. Deshalb schildert es die Peripherie als das Zentrum und verfehlt Sinn und Kern. Darum ist die Zeichnung des historischen Sozialismus scheinbar so richtig und doch falsch.

Genau dasselbe gilt vom heutigen Sozialismus. Man kann nicht, wie das von sozialistenfeindlichen Autoren gerne geschieht, den deutschen Sozialismus zwischen 1848 und 1890 schildern und sagen: Das ist der Sozialismus. So wenig wie man von der Zeit zwischen 1550 und 1650 sagen kann: Das ist der Protestantismus. Und was sich in späterer Zeit geändert hat, sei eben nicht mehr Sozialismus. In Wahrheit zeigt sich seit der Jahrhundertwende ein immer stärkeres Schwanken der materialistischen Grundlagen. Statt Büchner, Moleschott und Haeckel zieht man gerne Herder, Kant und Fichte heran, und es ist meines Erachtens noch viel fruchtbarer, den Sozialismus auf den deutschen Idealismus als auf den aufklärerischen Materialismus zu gründen. Man lese Gustav Landauer „Aufruf zum Sozialismus", wo das schöne Wort steht von der „Wiedergeburt der Völker aus dem Geiste der Gemeinde", und neuerdings Max Adler „Fabrik und Zuchthaus" (Ernst Oldenburg, Leipzig); oder das Tat-Heft März 1925, das über die sozialistische Kulturwoche im August vorigen Jahres berichtet; oder Ernst Niekisch „Der Weg der deutschen Arbeiterschaft zum Staat" mit der ganzen Schriftenreihe, in der es erscheint: „Der deutsche Arbeiter in Politik und Wirtschaft". Bei Adler inbrünstiger Rückgriff auf die Bruderschaften des Mittelalters in der Sehnsucht nach Gemeinschaft, im Tat-

Heft das intensive Verlangen nach innigem Zusammenhalt in Kameradschaftlichkeit und Brüderlichkeit; bei Niekisch die Erkenntnis von der Notwendigkeit der Erhaltung des Staates, mit dem der Arbeiter steht und fällt. Überall das Bewußtsein, daß die Bänder der Gemeinschaft irrationalen Charakters sind. Die Begriffe Eigenart, Individualität, Volkstum sind dort nicht fremd. Wie doktrinär und prinzipienreiterisch mutet dagegen Brunstäds Reden vom „absoluten Individuum" und seinem „Eudämonismus" an. Ich halte es gerade im Interesse des Volkstums nicht für angängig, der sich dort anbahnenden Entwicklung durch engherzige Darstellungen Knüppel zwischen die Beine zu werfen. Und wenn ich recht sehe, der Weg zwischen denen um Brunstäd und denen um den jungen Sozialismus ist heute nicht gar so weit, besonders wenn ich an die letzten Seiten des Buches denke.

Einer besonderen Auseinandersetzung bedürfte es mit dem Abschnitt, der die Berechtigung des kapitalistischen Mehrwerts, des arbeitslosen Zinseinkommens und der Wirtschaft als Erwerbswirtschaft im Anschluß an Böhm-Bawerk aufzeigen will. Es ist nun kein Thema so schwierig wie das vom Ursprung der Werte. Marx mißt den Wert einer Ware an dem Maß von Arbeit, das sie gekostet hat; Kapital ist nach Marx geronnene Arbeit. Brunstäd dagegen huldigt nach Vorgang seiner Gewährsmänner der subjektiven Werttheorie und sagt: Eine Ware ist soviel wert, als für sie bezahlt wird, wobei die Momente des Bedürfnisses und der Seltenheit eine wichtige Rolle spielen. Das ist richtig; aber daraus die Konsequenz zu ziehen, daß es zur Eigengesetzlichkeit der Wirtschaft gehöre, immer mehr auf dem Markte zu erhalten, als die eigenen Kosten betragen, dieses Mehr anzuhäufen und zur Verbesserung des Betriebes, aber auch als Kapitalreserve zu verwenden, also Reichtum aufzustapeln — das scheint mir ein völliger Fehlschuß zu sein. Wenn Jeder, der eine Ware verkauft, mehr erhält als seine Kosten betragen (bei Kosten seine eigene Arbeit, Verantwortung und Risiko miteingerechnet), so muß irgendwo das Maß an Wert, welches er zu viel erhält, als ein zu Wenig, d. h. als Ausbeutung zum Vorschein kommen, und das geschieht beim Konsumenten, der die Ware letztlich braucht, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, und unter den Konsumenten wieder bei solchen, welche nicht vom Unternehmen oder vom Handel, sondern nur von ihrer Arbeit leben. Der nur Arbeitende wird nach diesem System ausgebeutet, wenn nicht eine hohe Ausfuhrziffer die Ausbeutung auf ausländische Verbraucher und Arbeiter abwälzt, was heute nicht der Fall ist. Heute besteht eher die Gefahr, daß, um die ausländische Konkurrenz unterbieten zu können, sehr hohe Inlandpreise gefordert werden, was bei der beispiellosen Vertrustung der deutschen Wirtschaft, gegen die — wie sich ein namhafter Handelsrechtslehrer ausdrückte — die Amerikaner die reinen Waisenknaben sind, keineswegs unmöglich ist. Denn nur bis zu einem ganz kleinen Grad hat es — wie der Verfasser meint — der Verbraucher in der Hand, durch Nachfrage Produktion und Preise zu bestimmen *).

In alle Tiefen der Irrtümer von Brunstäds Theorie hineinzuleuchten, muß ich mir versagen. Nur soviel, daß er damit zeigt, wie die Wirtschaft tatsächlich ist, nämlich Erwerbswirtschaft, nicht wie sie sein soll, nämlich Bedarfswirtschaft. Erstere war unter den Ausnahmeverhältnissen des 19. Jahrhunderts möglich, wo Europa die Welt mit Fertigwaren versorgte. Heute versorgt sich die Welt zu einem großen, immer mehr steigenden Teil selbst. Indien produziert jetzt zwei Drittel seines Bedarfs an Baumwoll- und Wollwaren selbst; die Thüringer Spielwarenindustrie setzt schlecht ab, weil Amerika seine eigene Spielwarenindustrie aufgebaut hat; das deutsche Handelsministerium trägt dieser Lage vollauf Rechnung, indem es die deutsche Produktion auf die Verfertigung von Halbfabrikaten, Werkzeugen und Maschinen hinlenkt, in denen noch am ehesten Ausfuhr möglich ist. Man mache sich klar, daß wir vor einer völligen Umwandlung nicht nur der deutschen, sondern der europäischen Wirtschaft stehen und die Exportflauheit keine Episode, oder gar nur deutscher Mangel, sondern europäische Angelegenheit mit Verwurzelung in steigender Veränderung weltwirtschaftlicher Verhältnisse ist. Dann ists auch aus mit dem, was man Erwerbswirtschaft nennt.

Eigentümlich mutet es an, daß der philosophie-gewandte Verfasser diesen seinen Kapitalismus mit einem Glorienschein vom Idealismus, der „klassischen deutschen Kulturschöpfung", her zu umgeben weiß. Er meint: die Werttheorie von Karl Marx sei realistisch-materialistisch, seine eigene dagegen wertschöpferisch-individualistisch; es zeige sich in der kapitalistischen Preisbildung die autonome Souveränität der freien Persönlichkeit. Soll man sich da noch wundern, wenn Karl Marx und der deutsche Arbeiter den Respekt vor dem Idealismus verloren?

Mag übrigens der Zusammenhang mit dem Idealismus zu Recht bestehen — das aber sei gesagt: Wenn der Verfasser glaubt, damit auch nur ein Wörtlein mit Luther gemein zu haben (worauf er bei anderer Gelegenheit Wert zu legen scheint), so irrt er. Luthers Wirtschaftsethik verwarf das Zinseinkommen aus ethischen und wirtschaftlichen Gründen, denen man sich auch bei der heute veränderten Wirtschaft nicht gänzlich entziehen kann; er verwarf auf das leidenschaftlichste den Grundsatz, der schon damals bei den Kaufleuten üblich war: Jeder nehme, soviel er kriege; anstatt zu sagen: ich nehme, was mich die Ware zusätzlich meiner Arbeit und Gefahr kostet. Wenn das Letztere gälte, wäre unsere Wirtschaft zweifellos gesünder, wo für manche Waren durch den Konsumenten das Dreifache der Herstellungskosten bezahlt werden muß. Es ist eine Ironie der geschichtlichen Zusammenhänge, daß die Arbeitswerttheorie des materialistischen Juden Marx den Wirtschaftsanschauungen Luthers viel näher steht als die Erwerbstheorie des deutsch-protestantischen Professors Brunstäd. Der Professor von Erlangen und der Professor von Wittenberg haben in diesem Punkte aber auch gar nichts miteinander zu tun.

Wenn der Verfasser wenigstens sagen würde: So ist die Wirtschaft, anders ist sie nicht möglich, weil sonst die Menschen überhaupt nicht wirtschaften, dann ließe sich das hören. Dann läge ihre Eigengesetzlichkeit in der Sünde, als Form der Konkupiszenz, was ich immer behauptet habe. Aber die kapitalistische Erwerbswirtschaft, wie das Recht der „Krone" als gottgewollte Eigengesetzlichkeit hinzustellen, darüber kommt mich ein tiefer Schrecken an, deshalb, weil hier nicht verstanden wird, die Grenze zwischen Sünde und Gottes Schöpfung zu ziehen, und die Sünde als Gottes Schöpfung sanktioniert wird. Noch tiefer wird mein Schrecken, wenn ich daran denke, wie der Verfasser als Leiter der Evangelisch-sozialen Schule zu Spandau diese Dinge vor seinen Hörern ausbreitet und gar vor den führenden Männern der Inneren Mission über „Eigengesetzlichkeit der Wirtschaft" spricht in einer Weise, welche die Kirchenfürsten, hohen Staatsbeamten der alten Zeit, Adelige, Guts- und Erblehngutsbesitzer, worunter der Pfarrer der einfachste Mann ist, nicht zu einer Revision ihrer von Alters her eingewurzelten Anschauungen bewegen wird.

Und damit komme ich zum letzten Punkt. Er betrifft das Verhältnis der Darstellung zum Christlich-Religiösen. Das Buch des Verfassers würde uns nicht so ausführlich interessieren, wenn wir nicht wüßten, daß er von einflußreichen „christlichen" Kreisen als der christliche Sozialprophet gepriesen würde.

*) Wie die Erwerbswirtschaft, welche der Verfasser meint und die ja in der Tat heute allgemein üblich ist, wirkt, dafür als Beispiel die Preisentwicklung in den Baumaterialien. Vgl. unten: Aus der sozialen Welt.

Der Verfasser spricht hier nur andeutend von einer christlichen Einstellung, zeigt aber, daß er ein positives Verhältnis dazu hat. Er rollt es in diesem Zusammenhang nicht prinzipiell auf. Ich kann darum nur Vermutungen und Fragen aussprechen. So vor allem: Wie verhält sich christliche Religion zu deutschen Idealismus und dem Staatsgedanken? Denn diese sind die beiden Hauptwerte, auf denen die Ausführungen des Werkes ruhen. Ihr eigentümliches Verhältnis unter sich wird schon nicht klar; noch weniger klar wird das mögliche Verhältnis von Staat und dem Gott Jesu Christi zueinander, und das deshalb, weil der Staat als überindividuelle Größe in eine nahezu religiöse Weihe hineingesteigert ist, so daß die Gefahr einer Staats- und Kulturreligion sehr naheliegt. Wüßte ich nicht mehr vom Verfasser, als dieses Buch sagt, so würde ich auf reinste Staatsfrömmigkeit schließen. Einige Sätze reden vom Schöpfergott, der die Völkerindividualitäten geschaffen hat — richtig, das ist der Weg von Gott zum Staat. Das ist aber nur der Weg mit positivem Ergebnis, den wir gehen müssen; es gibt aber noch den Weg mit negativem Ergebnis, wo uns Staat und Volk nichts wird vor Gott, auch den dürfen wir nicht vergessen. Mir scheint nach den Andeutungen des Verfassers, als kennte er religiös-sozialethisch nur den Schöpfergott, den Allmächtigen des Alten Testaments, und reservierte den Gott des Neuen Testaments, den Gott der Barmherzigkeit, für das Privatleben. Gerade er muß auch sozialethisch fruchtbar gemacht werden; und diesen Gott pflegt man in der Sozialethik der politisch rechts gerichteten Christenleute in der Regel zu vergessen. Er ist nicht allein der Gott der Zucht, sondern vor allem der Gott der Gnade. Würde dieser Gott dort gekannt, so würde man nicht so lieblos von einer Bewegung und ihren Fehlern reden können, die den Widerschein eines gräßlichen Abgrundes darstellen, in dem ihre Träger sich befanden, einer Bewegung, die ihnen dann einen Halt gewährte, wo alle offizielle Staatlichkeit und Christlichkeit, auch die Innere Mission, versagte. Wenn der Materialismus der Arbeiterbewegung vom Teufel ist und das Proletariat sich ihm verschrieb, dann geschah es deshalb, weil ihnen die damalige Christlichkeit den Gott der Zucht, der ihm schrecklicher als der Teufel war, statt den Gott der Barmherzigkeit, den es brauchte, darbot. Wir dürfen heute nicht denselben Fehler machen, wo der Sozialismus um seine eigene innere Gestaltung ringt, der Teufel des Materialismus sich als dumm erwiesen, ja selbst der idealistische Ethizismus seine Kraft eingebüßt hat, und dem Proletariat nur Gott helfen kann. Aber nur der Gott des Neuen, nicht des Alten Testaments, unter dem die Geplagten aufatmen, wenn er ihnen in der Gestalt eines barmherzigen Samariters entgegentritt. Und nur als ein solcher dürfen wir das Problem des Sozialismus behandeln, auch wir Gelehrten, sonst reden wir am Wesentlichen vorbei, wie es Brunstäd tut.

Zum Schluß muß ich nochmals sagen, daß in Brunstäds Buch auch viel Gutes und Richtiges im Einzelnen steckt. Zumal was er über Aufklärung und ihre notwendige Vollendung sagt, ist im Ganzen auch meine Meinung, nur in der Anwendung und allseitigen Ausführung ungenügend. Und der Schlußabschnitt zeigt, daß dem Verfasser frische, eigene Beobachtungsgabe abseits von aller Theorie und soziales Empfinden nicht abgehn. Er weist auch auf die Kernfrage hin, den Industriearbeiter als Berufsstand in den Organismus der Volksgemeinschaft einzugliedern. Aber es ist ein Grundirrtum, zu meinen, man könne dem Arbeiter neben und abgesehen von seinem Sozialismus helfen. Dazu hat dieser sich geschichtlich zu sehr in harten Verfolgungen bewährt. Es ist ein Grundirrtum, zu glauben, dem Arbeiter die Sozialdemokratie verekeln und ihn durch die Evangelischen Arbeitervereine und Christlichen Gewerkschaften hindurch in die Deutschnationale Partei mit „organischer" Weltanschauung treiben zu können, wo sich allezeit seine kirchlichen und staatlichen Helfer wohl befanden. Nein — der allein mögliche Weg ist: den Sozialismus selbst zu entmaterialisieren und zu verchristlichen. Ihm den Sinn zu wecken für den Gott Jesu Christi und dessen Willen zur positiven Weltgestaltung. Damit erwacht dann zugleich der Sinn für die gottgesetzte Individualität der Volksgemeinschaft, aber ohne daß das mißverständliche Wort vom christlichen Recht der „Krone" eine Rolle spielte, und auch der Sinn für die Notwendigkeit gemeinsamer Arbeit im Dienst der Wirtschaft, aber nicht im Dienst einer Erwerbswirtschaft.

Und so möchte ich, wenn ich auch nicht glaube, daß uns das Buch vorwärts bringt, dazu ist es zu sehr von unsachlichen Hemmungen bestimmt, doch unsern Lesern empfehlen, sich mit ihm auseinanderzusetzen. Es ist doch interessant, zu sehen, wie sich die kirchlich-protestantische Rechte in den sozial-ethischen Problemen zurechtfindet: um diese Lösungen ist sie allerdings nicht zu beneiden *).

Marburg Georg Wünsch

Freiwilliger Arbeitsdienst

Seitdem uns durch den Vertrag von Versailles die Möglichkeit der allgemeinen Wehrpflicht definitiv genommen worden ist, tauchen immer erneut Pläne auf, die Wehrpflicht (oder genauer ihre erzieherischen Werte) durch eine allgemeine Arbeitsdienstpflicht zu ersetzen. Von den politischen Parteien haben die Völkischen auch bereits die Arbeitsdienstpflicht in ihr Programm aufgenommen und im Reichstag, freilich bisher vergeblich, die Vorlage eines entsprechenden Gesetzes verlangt.

Vollkommen ausgearbeitete und durchdachte Vorschläge für die Durchführung der Arbeitsdienstpflicht liegen bisher noch nicht vor. Aber die Grundzüge der Idee sind doch deutlich zu erkennen. Man wünscht, daß alle jungen Deutschen beiderlei Geschlechts (mit Ausnahme völliger körperlicher oder geistiger Unfähigkeit) für ein Jahr — oder gar für zwei — ihre Arbeitskraft unentgeltlich dem Staate zur Verfügung stellen sollen. Der Staat soll sie in Zusammenfassungen ähnlich denen des alten Heeres (also gemeinsame Wohnung, Verpflegung und Beschäftigung, Uniform) zu Arbeiten verwenden, die volkswirtschaftlich wichtig sind, für die aber normalerweise, d. h. bei regulärer Bezahlung, keine Mittel vorhanden wären: Bau von Kanälen, Straßen und Eisenbahnen, Trockenlegung von Mooren und Meeresbuchten; die Mädchen in der Fürsorge und Krankenpflege; alle zusammen eventuell in der Landwirtschaft, um diese zu intensivieren, und bei den Behörden als Ersatz der bisherigen Angestellten. Eine strenge Arbeitsdisziplin und planmäßige körperliche Ausbildung (eventuell auch Berufsfortbildung) sollen die

*) Das Buch hat mich schmerzlich erschüttert als erneuter Beweis gänzlicher Instinktlosigkeit des kirchlich-deutschen Protestantismus in der Auswahl des Richtigen. Denn nicht um Professor Brunstäd handelt es sich in obiger Besprechung, sondern um den von mir mindestens ebenso leidenschaftlich wie von Andern geliebten Protestantismus. Eben liegt vor mir die neue, geschmackvoll aufgemachte Zeitschrift der Inneren Mission (Hsgbr. ist Dr. Carl Schweitzer) „Wort und Tat" mit dem verhängnisvollen Untertitel: „Hefte der Apologetischen Zentrale für evangelische Weltanschauung und soziale Arbeit". Ich finde meine Befürchtungen bestätigt in einer völlig kritiklosen, nahezu verhimmelnden Besprechung von Brunstäds Buch durch Professor D. Mahling. Nur an einer Stelle wird schüchtern gesagt, daß die wirtschaftliche Not der Arbeiter „doch im ganzen etwas zu sehr" in den Hintergrund trete. Sonst heißt es: „Das Buch ist eine Tat; eine bedeutungsvolle Tat." Vielleicht ist es eine Untat; denn es hilft mit, in evangelischen Kreisen die so beliebte Anschauung zu verbreiten, als ob der Sozialismus eine überwundene Sache sei, gerade im jetzigen Zeitpunkt, wo das Proletariat eifriger als je nach einem Gott sucht, aber nur nach einem Gott, der es in seiner wirklichen Lage versteht und seinen Sozialismus begreift. Aber gerade das tut der Gott der heutigen evangelischen Kirche nicht, den sie in ihren führenden Kreisen als den Gott der Monarchie und des Kapitalismus offenbar besonders liebt.

Erziehung der jungen Leute zu tüchtigen Staatsbürgern und volkswirtschaftlich wertvollen Arbeitern fördern.

Die Notwendigkeit des allgemeinen Arbeitsdienstes soll sich ergeben aus der allgemeinen körperlichen und moralischen Verwahrlosung der Jugend seit der Revolution, aus dem volkswirtschaftlichen Bedürfnis nach konzentrierter und Qualitätsarbeit, aus der rassepolitischen Notwendigkeit einer körperlichen Ertüchtigung der Jugend, schließlich aus der staatspolitischen Notwendigkeit, die Schäden des Krieges und der Inflation möglichst rasch, billig und umfassend zu beseitigen.

Kein Zweifel: wenn eine allgemeine Arbeitsdienstpflicht das leisten könnte, was ihre Befürworter sich davon versprechen, so müßte man alle Kräfte einsetzen, um den Plan so rasch als möglich zu verwirklichen. Aber gegen ihn sprechen in der gegenwärtigen Situation sowohl volkswirtschaftliche wie auch erzieherische Gründe. Es würde sich bei einem Dienste von einem Jahre um etwa 1 Million, bei zwei Jahren — und diese Zeit halten die Erzieher für die Mindestzeit — um etwa 2 Millionen Menschen handeln, zu denen dann noch etwa 100 000 (200 000) Erzieher, Lehrer, Werkmeister und Ingenieure kämen, die dauernd dem eigentlichen Produktionsprozesse entzogen wären, und die vom Staat in neu zu errichtenden Kasernen unterzubringen, zu verpflegen, bekleiden und erziehen wären. Soweit man nicht vom Idealismus des Volksganzen naiv erwartet, es werde für dieses große Erziehungsunternehmen bereitwillig die Opfer tragen, weil es später als Volkswirtschaft und Staat auch wieder den Nutzen davon haben werde, denkt man an eine weitgehende Enteignung des Großgrundbesitzes, um dem Riesenheere die Ernährungsbasis zu schaffen, d. h. man baut den Plan auf Voraussetzungen auf, die heute keineswegs bestehen. Erfahrene Volkswirtschaftler wenden weiter gegen ihn ein, daß die Herausnahme so vieler Menschen aus dem Produktionsprozeß zu einer völligen Desorientierung unserer Wirtschaft und zu einer Unterbindung unserer Ausfuhrmöglichkeiten führen würde, so daß schon die Reparationsgläubiger sich gegen die Verwirklichung eines solchen Planes wenden würden. Die sozialistischen Parteien und die proletarischen Jugendorganisationen haben sich gleichfalls gegen den Plan ausgesprochen, weil sie fürchten, man werde aus den angeführten wirtschaftlichen Gründen dazu übergehen, das Arbeitsheer dem privaten Unternehmertum als billige Arbeitskraft zur Verfügung zu stellen und es außerdem als Streikbrechergarde verwenden. Die Erzieher befürchten, daß als die üblen Folgen eines solchen Massenlebens (Mangel an geeigneten Erziehern, Zurückgreifen auf die Unteroffiziere des alten Heeres) die Schattenseiten des alten Kasernenlebens (sittliche Verwilderung, Scheu vor der Initiative, Beschränkung der Arbeit auf das Befohlene) stärker in die Erscheinung treten werden als die Förderung der jungen Leute auf körperlichem Gebiete. Erwähnen wir schließlich noch, daß nicht wenige ursprüngliche Freunde des Planes mißtrauisch geworden sind, als sie sahen, wie sehr sich gewisse Führer des alten Heeres für den Plan einsetzten, die auf diesem Umwege eine Rückkehr zur allgemeinen Wehrpflicht erhofften.

Vielleicht mögen manche der Bedenken übertrieben sein, vielleicht könnte man die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die der Einführung einer Arbeitsdienstpflicht im Wege stehen, in absehbarer Zeit beheben: vorläufig jedenfalls muß man alles tun, um die Einführung der Arbeitsdienstpflicht zu verhindern, weil bei dem Mangel an wirklicher Vorbereitung nicht nur ein erzieherischer Wert der Einrichtung vorläufig nicht zu erwarten ist, sondern auch die begründete Befürchtung besteht, daß die leichten Ansätze zu einer neuen *selbstverantwortlichen* Staatsgesinnung der Jugend wieder unterdrückt werden und dem alten faulen Vertrauen auf die Weisheit der Regierung Platz machen werden.

Andrerseits freilich liegen in der Idee der Arbeitsdienstpflicht Momente, die wert sind, beachtet zu werden. Nur ist ihre Verwirklichung nicht auf dem vorgeschlagenen Wege zu erreichen. Hier kann nur ein *freiwilliger Arbeitsdienst* helfen. Es ist kein Zufall, daß der Gedanke der Arbeitsdienstpflicht unter der Jugend unserer Universitäten und höheren Schulen zuerst Wurzel gefaßt hat. Diese Jugend hat das Gefühl, daß sie bei der allgemeinen Not des Volkes nicht 20—25 Jahre lang rein lernend und empfangend zur Seite stehen darf, daß sie zu ihrem Teile mithelfen muß, und weiter, daß die rein geistige Arbeit eine Seite ihres Wesens ganz leer ausgehen läßt. Aber schon heute hat ja diese Jugend Gelegenheit, sich zu betätigen. Sie schließe sich zu Arbeitstrupps zusammen und verpflichte sich, im Laufe eines Jahres etwa 100 Stunden für die Allgemeinheit zu arbeiten. Eine förmliche Verpflichtung ist notwendig, und wer nicht glaubt, sie halten zu können, mag aus dem Arbeitstrupp austreten. Ohne eine Verpflichtung wird aus dem Dienste zu leicht eine Spielerei. Natürlich darf ein solcher Trupp sich nicht da einsetzen, wo er als Lohndrücker oder Streikbrecher tätig sein würde, er soll vielmehr immer Helfer in der Not sein. (Bedenklich ist es daher schon, wenn der „Bund der Adler und Falken" auf den Gütern des mecklenburgischen Großgrundbesitzes gearbeitet hat, weil man die einheimischen Arbeiter, deren Arbeit es eigentlich war, nicht genügend entlohnen wollte.) Aber Deutschland wird immer noch jedes Jahr in einzelnen Teilen von schweren Unwetterkatastrophen heimgesucht, die trotz öffentlicher Hilfe immer eine ganze Reihe Familien an den Rand des Verderbens bringen. Hier helfen, wie es in der Schweiz Pierre Cérésole mit seinem Trupp tat, der von Schlammlawinen verwüstete Almen säuberte, ist jederzeit möglich. Die Mädchen werden in der Sozialarbeit genügend zu tun finden. Wieviel kinderreichen Müttern könnte z. B. durch solche Hilfe ein Sonntag zum Ausruhen und Aufatmen geschaffen werden!

Die Freunde aus der Sozialarbeit werden einwenden, daß man eben zu solcher Arbeit heute niemanden bekomme. Versuchen wirs zunächst einmal bei all denen, die sich für die Arbeitsdienstpflicht begeistern: ist es ihnen Ernst mit ihrem Willen zum Dienst an der Gesamtheit, so können sie sich hier nicht versagen. Nur überlasse man es der Jugend nach Möglichkeit, ihre Arbeit selbständig zu verteilen und zu regeln. Die Älteren mögen sich damit begnügen, auf immer neue Arbeitsmöglichkeiten hinzuweisen. Auf zentrale Organisation und auf die Schaffung eines Bundes verzichte man vorläufig.

Ansätze zu einem solchen Arbeitsdienst, der Anderen hilft und sich dabei erzieht, gibt es ja bei uns und in anderen Ländern schon heute. Es wird sich nur darum handeln, den Gedanken zu propagieren und der Jugend zu zeigen, wie rings um sie herum bereits Betätigungsmöglichkeiten sind.

Wie etwa eine Organisation des freiwilligen Arbeitsdienstes beschaffen sein müßte, wenn in ihr wirklich der Geist des Dienens und der Selbstzucht lebendig sein sollte, mag das Beispiel des protestantischen *Ordens der „Wachenden"* in Frankreich zeigen, den Wilfred Monod nach dem Beispiel des franziskanischen dritten Ordens auf protestantischer Grundlage geschaffen hat. (Vgl. dazu seine Schrift: Les Veilleurs, tiers-ordre protestant. Paris, Fischbacher. 1 Fr.) Der französische Protestantismus hat schon seit Jahren seine Sozialdienst-Freiwilligen, die sich um die Révue du Christianisme social scharen. Die „Wachenden" sind auch solche Sozialarbeiter, aber durch ein festeres Gelübde gebunden und durchdrungen von der Notwendigkeit planmäßiger Pflege religiösen Lebens. Ich zitiere einige Stellen aus der „Regel":

Die „Wachenden" haben sich vorgenommen, ihr tägliches Leben in Einklang zu bringen mit dem Geist der Bergpredigt, dem Geist der Freude, der Einfachheit und des Mitleids. Um sich selbst die

Werte der Seele zu retten, streben sie danach, ihre Fähigkeit, mit den Augen des Glaubens zu sehen und den Geist in ihre Umgebung strahlen zu lassen, zu stärken durch stilles Gebet, freiwillige Disziplin und dienende Liebe.

Sie versagen sich gewisse Ausgaben, um die Möglichkeit des Schenkens zu erlangen, sie machen sich von gewissen gesellschaftlichen Verpflichtungen frei, um Zeit für den Dienst an den Brüdern zu bekommen, frei von den gesellschaftlichen Vorurteilen, um volle Gewissensfreiheit zu erlangen und das Recht, sich freudig jeder unpopulären und gerechten Sache zu widmen.

Die Regel verlangt weiter täglich drei geistige Exerzitien (Gebet und Lektüre der Bibel oder eines Erbauungsschriftstellers) und immer erneute Erweckung des oben skizzierten Geistes der Bergpredigt. Das Gelübde muß jährlich erneut werden. Nähere Auskunft durch Fräulein H. Kern, 175, Boulevard Poissonière, Paris (9e).

Kein Zweifel, hier ist wirklich geworden, wonach Viele in der protestantischen Jugend sich sehnen: ein evangelischer Orden. Sicher ist auf dieser Grundlage am ehesten auch der freiwillige Arbeitsdienst möglich. Aber sollten wir nicht schon heute anfangen, ehe wir den Orden haben?

Göttingen Otto Piper

Alkohol und Niederlage

Warum haben wir den Krieg verloren? Von Professor D. Hans Schmidt. Hamburg 30, Neuland-Verlag 1925. 54 S. 1 M.*)

Als wir am 24. Dezember 1914 nachmittags 4½ Uhr im abgeblendeten Batteriedeck unseres Panzerkreuzers zum Weihnachtsgottesdienst antraten, da erblickte ich an den beiden strahlenden Christbäumen, zwischen denen der Marinegeistliche das alte ergreifende Weihnachtsevangelium Luk. 2, 1—20 las, allerhand ausgetrunkene Schnapsfläschchen, die als „Liebesgabe" und Reklame dem Waffen tragenden Volke zu Wasser und zu Lande geschickt worden waren. Wir lagen damals gerade auf der Außen-Jade, auf Vorposten vor dem Feinde und den Minensperren. Ein englischer Angriff wurde erwartet (der dann tatsächlich auch am ersten Weihnachtsfeiertage stattfand). In meiner Stimmung, die unter dem Druck und Ernst der Lage und vor der wie aus einer ganz anderen Welt klingenden Weihnachtsbotschaft eines „Friedens auf Erden" wahrlich tief erschüttert und bewegt war, traf mich der Anblick der baumelnden kleinen Schnapsflaschen am Christbaume mehr als nur störend und häßlich.

Allerdings wurde ich auch lebhaft an ein Erlebnis aus meiner Jugend-Wanderzeit erinnert. In einem stillen, märchenschönen Waldtale, am Rande eines klaren Gebirgsbaches: Leere Sekt- und Likörflaschen nebst Einwickelpapier, und auf und neben den forellenumspielten Felsen zahlreiche in der Sommersonne glitzernde grüne Glassplitter, welche anzeigten, daß die Vaterlands- und Kommersgesänge, die wir von ferne gehört hatten, von derselben animierten Zecherschar herrührten, die uns in studentischen Farben gerade vorher in einem Leiterwagen johlend begegnet war und offenbar in ausgelassener Stimmung Flaschen und Gläser an den ehrwürdigen moosigen Felsen zerschmettert hatten.

Nein, nein, hier an Bord war mehr als nur Kulturlosigkeit. Das kam wenige Stunden später deutlicher zum Vorschein. Da floß in der Offiziermesse der Sekt in Strömen und auch der Likör. Und das endete dann mit Kabarett-Musik und üblen Mode-Liedern. Erste Kriegsweihnacht! „Stille Nacht, heilige Nacht" vorm Feinde! Das hatte ich mir, als der gewaltige Auftakt Anfang August kam, doch ganz anders vorgestellt. Und eine unheimliche Ahnung beschlich mich damals, eine schwer zu verscheuchende Kassandra-Stimmung. Hier versagten ja die Führer und Verantwortlichen, die sonst jedem Feinde erfolgreich die Stirn boten, die wohl an Bildung und Fachwissen die besten Offiziere dieser Welt genannt werden konnten, hier versagten diese Männer kläglich vor einem Stoff, vor einer Macht, vor einem „Geiste", der in der Welt der Germanen schon von jeher eine schlimme Rolle gespielt hat.

Legenden deuten es schon an. Die Sagen wissen um einen Trunk Tristans, einerlei welchen; danach erst vergißt er Pflicht und Ehre. Und sie wissen um einen Trunk Siegfrieds, der dem Vergessen Brünhildens vorangeht. Nur „berauscht" konnten diese Helden aus der heiligen Ordnung fallen und unter die Räder tragischer „Schuld". Tacitus unterbricht sein Lob der sittenstrengen Germanen und geißelt ihre Trinkgelage. Und die Geschichte berichtet von stolzen Germanenvölkern wie den Vandalen und Langobarden, deren Kraft und Schwung im italienischen Weine ein unrühmliches Ende fand *).

Diese arge deutsche Verständnislosigkeit für die uns Wissenden längst bekannte Weit- und Tiefwirkung des Alkohols als Summations-Erscheinung in einem Volksleben, die weckte nun eine weitere Erinnerung. Im Jahre 1903 war es, im Spätsommer. Wir lagen mit unserem schmucken Ausland-Kreuzer „Hertha" im ostsibirischen Hafen Wladiwostok. Schon wetterleuchtete es damals zwischen Rußland und Japan. Sehr gastfrei nahmen uns die Russen auf. Essen und Trinken, besonderes letzteres, spielte eine große Rolle. Mein Lebtag habe ich nicht so viel betrunkene Offiziere zusammen gesehen wie in jenen Tagen. Und nach dem bekannten Satze „Wenn der Abt den Becher schwingt, so schwingen die Mönche die Kanne" besoffen sich die Mannschaften womöglich noch stärker in Bier und Schnaps als die Herrn Offiziere in französischem Sekt. Auch eine „gute" Seite hatte der Alkoholismus unserer Gastfreunde für uns Gäste. Die international übliche militärpolitische Erkundung (auch Spionage genannt) war nämlich kinderleicht. Jedes von uns hatte seine bestimmten Aufträge fürs „Kreuzerhandbuch" und für die Geheimberichte nach Berlin. Hielt man sich selbst nur leidlich nüchtern, dann bekam man in einer halben Stunde in hemdsärmelig vertrautem Gespräch von den meist gut Deutsch sprechenden Balten und Russen alles zu hören, was man nur wissen wollte. Die Stellungen der Geschütze der Hafenbefestigungen, die Kaliber, die Reichweite, die Stärke der Besatzung, ihre Zusammensetzung, die Zukunftspläne der Russen, ihre Erwartungen und ihre Sorgen, alles, alles wurde dem „famosen Kerl", dem heiteren Gaste vorrenommiert und erzählt. Wenige Tage darauf gings hinüber nach Hakodate zu den Japanern. Welch anderes Bild! Wieder Besuchsaustausch, Höflichkeiten, Einladungen und Gegeneinladungen. Unwille auf unserer Seite, daß „die Gelben" nichts tranken. Sie nippten nur, wie verschämte Backfische nippen. Sie lächelten viel und schwiegen viel. Und sie waren so nüchtern, daß unsere Herren ihre Bowlen unter Protest selber austrinken mußten. Das deutsche Kreuzerhandbuch kam in jenen Tagen zu kurz. Das japanische wohl weniger. Von den japanischen Offizieren sprachen viele gut Englisch und fragten knapp und hörten aufmerksam zu. Geheimhaltung! Welch ungeheure Rolle spielt der Alkohol bei der bewußten und mehr noch bei der unbewußten Preisgabe militärischer Geheimnisse! Noch Vieles könnte ich dazu sagen. Bald brach dann der russisch-japanische Krieg aus. Und die nüchternen Japaner zeigten nun der Welt, daß sie den zahlenmäßig stärkeren trinkfrohen Russen überlegen waren.

Daran also dachte ich an jenem ersten und schweren Kriegsweihnachtsabend. Und die folgenden Jahre haben dann auch so manches wahr gemacht, was der ruhig beobachtende (weil natürlich nüchterne) alkoholgegnerische Marinearzt schon damals für die Zukunft fürchtete.

*) Die erste starke Auflage der Schrift war binnen zwei Monaten vergriffen. Soeben erscheint das 6.—10. Tausend mit einem Nachwort zur 2. Auflage vom Verfasser, in dem interessante Briefe, u. a. von Ludendorff mitgeteilt werden. D R

*) Der Ritter und der Becher: „Ich stoße dich um", sagte der Ritter zum Becher. Und er tats, siebenmal hintereinander. Da aber stieß ihn der Becher um. Und er fiel dem Teufel in die Arme, der hinter ihm stand. (Hebbel.)

Das enge Zusammenleben an Bord zwischen Offizieren und Mannschaften, die bekannten „Liebesmähler" mit viel Wein, Sekt und Likör und mehreren „Gängen", während natürlich die Mannschaft einfach und straff gehalten wurde (wiewohl nicht alkoholfrei), die erleichterten Einblicke in die gegenseitigen Messen, Anrichten, Kantinen und Küchen, die jammernden Briefe der „rationierten" Angehörigen aus der Heimat, die mancherlei Fehler und Taktlosigkeiten, die bei Vorgesetzten auch unter „mäßiger" Alkoholwirkung natürlich viel häufiger sind, das lange, fast untätige Stilleliegen der Flotte, das ebenso zu erhöhtem Alkoholgenuß als auch zu Neid, Haß und hämischer Kritik verleitete, alles, alles das trug dazu bei, daß man auf Grund eingehender Beobachtung sagen kann: Der Alkohol und seine Atmosphäre, der Alkohol und die ihm eigene verruchte Mentalität, die bildeten geradezu den Sumpf, aus dem eines Tages die blutrote Blume der Revolution emporschoß, emporschießen mußte nach den Gesetzen dieser Erdenwelt. Jeder Same braucht und sucht seinen Nährboden. Findet er seinen Boden nicht, geht er nicht auf. —

Der Geist des Opferns, der Todesverachtung und Selbstüberwindung, der auch dem schrecklichen und wahnsinnigen Krieg seinen verklärenden Schimmer verleihen kann, dieser Geist hat keinen boshafteren Widersacher als den Wein-Geist, den grimmassierenden Nachäffer hoher Seelenflut, den Fälscher und Selbstbefriediger, den erbärmlichsten Rivalen des wahren Mannestums und des echten Heroismus. Das ersah ich mit Entsetzen und mit Trauer und schließlich mit Resignation aus so mancherlei Briefen von der Front unseres Heeres.

Sieg!? In diesem „Geiste"? Der große Organist dieser gewaltigen Weltorgel greift nicht fehl. Gegen klotzige Übermacht kann nur blanker Geist und höchst geraffte Zucht mit Erfolg ankämpfen. Da halfen denn auch technische Höchstleistungen wie „Dicke Berthas", weittragende Riesengeschütze, Zeppeline und Unterseekreuzer nichts mehr. Nur hell-blanker Geist besiegt Masse, zumal wenn der Geist dieser gegnerischen Masse trübe ist und alkoholisch.

Wohl hörte man bei uns gar mancherlei von Mißerfolgen da und dort, die zu vermeiden waren, von abgestürzten Fliegern, von Übertölpelungen, Überraschungen und Überrumpelungen, von steckengebliebenen Angriffen, von törichter Preisgabe wichtiger militärischer Geheimnisse, von ekelhaften Orgien, häßlichen vermeidbaren Krankheiten, unverständlichen Roheiten und Entgleisungen. „Unverständlich"! Denn der durchschnittliche einzelne Mann des deutschen Heeres und der Marine war wacker und gut. Und der deutsche Durchschnittsoffizier war ein gewissenhafter und vornehmer Mensch. Aber das waren eben alles „Gerüchte". Und dem „Etappengeist" entsprach immer noch der recht frische „Offensiv-Geist" der Front.

Dann kam der Zusammenbruch dieser Front. Man sagte: Das Versagen Bulgariens, der „Dolchstoß" von der Heimat her in den Rücken der Armee, Wilsons vierzehn Punkte u. a. m. brachten es dazu. Auch die Juden, die Freimaurer und die Jesuiten mußten herhalten. In so einer Lage werden Gründe und Ursachen besonders eifrig gesucht. Und man findet sie dann auch, je nach Standpunkt, Wetter und Beleuchtung.

Wir paar ruhig beobachtende Alkoholgegner von der Marine, die wir für die uns so nahe Marine die unheimliche Rolle des Wein-Geistes wahrlich genug kannten, wir schlossen kühn auf eine ganz ähnliche Rolle dieses Faktors auch in der Armee.

Alkohol und Weltkatastrophen! Der Deutsche lächelt über diese ursächliche Verknüpfung. Er macht Witze. So etwa, als machte einer den Fleischkonsum der Engländer für ihren erfolgreichen Imperialismus verantwortlich. Und doch sollte den witzelnden Deutschen schon die eine Tatsache nachdenklich machen, daß eine intelligente und zukunftsfreudige Nation wie die der Vereinigten Staaten den Alkohol jahrzehntelang zum Mittelpunkt heftiger politischer Kämpfe gemacht hat, ein Volk, das methodisch seine Kinder in der Alkoholfrage schulte und schließlich sogar das Staatsverbot des deutschen Witzobjektes Alkohol zu einem integrierenden Punkte seiner Verfassung erhob. Armer deutscher Michel! Held vor dem Feind, Schwächling vor dem Sprit! Denker vor dem Welträtsel, Kaliban vor dem Weinfaß! Weiser vor dem Tempel der Wissenschaft, Dummkopf vor dem französischen Kognak! Du mußt noch viel lernen, oder es war selbst deine furchtbare Niederlage keine Lehre für dich und kein rettender Grund für tiefe heilsame Besinnung. ...

Jetzt erscheint endlich ein Buch, ein kleines tapferes Buch von einem Frontoffizier, einem nüchternen, vaterlandsliebenden, geistig gut geschulten Manne, das uns mit ganz unwiderlegbarer Wucht und Schärfe beweist, daß tatsächlich der Alkohol, daß tatsächlich die fast sprichwörtliche Schwäche deutscher Offiziere und Mannschaften gegenüber dem Alkohol die traurige Lage geschaffen hat, durch welche Deutschland den Weltkrieg verlor.

Es erübrigt sich, hier näher auf die äußerst wertvolle Schrift näher einzugehen. Man lese selbst und urteile dann. Das kleine Buch ist zwingend klar und sicher in seiner Beweisführung. Es ist zuverlässig aufgebaut auf offiziellen Berichten, Tagebuchblättern, Feldbriefen und eignen Erlebnissen, die sich alle gegenseitig wie gutgefügtes Mosaik ergänzen. Das Werk wird auch wirksam gestützt durch Zuschriften hoher verantwortlicher Führer, die dem Verfasser mit Schmerz und Freimut all das bestätigen müssen, was seine Feder in sachlich-vornehmem Tone uns berichtet.

Man könnte wohl einwenden: Was hilft denn solche Feststellung dem deutschen Volke in seiner heutigen Lage? Auch darauf gibt die prächtige, von hohem sittlichem Ernst durchdrungene Schrift deutliche Antwort. Sie weist nach vorwärts! Beherzigen und lernen! Neubau ohne Wein-Geist! Entsumpfung des Neubau-Geländes!

Wie kann ein Volk eine Sitte noch weiter pflegen, deren Schuld an solchem Zusammenbruch ihm einmal so deutlich gemacht ist, wie in diesem schlüssigen und schneidigen kleinen Buche!

Schon im Frühjahr 1913, im Erinnerungsjahr der Befreiungskriege, schrieb ich einmal im „Flensburger Zeitspiegel" (damals unter dem Decknamen O. Wanderer): „Vermag ein Volk der mit seiner Zivilisation steigenden Alkoholflut nicht Herr zu werden, dann hat nach unerbittlichen Naturgesetzen seine Todesstunde geschlagen. Es ist kein Zufall, daß in das Grabgeläute aller gestorbenen Kulturvölker die Becher klangen." Ich hätte hinzufügen müssen, daß für eine germanische Nation die Lösung seiner Alkoholfrage dank der germanischen Körper- und Gemütsanlage nur in der Abstinenz liegen kann und niemals in kompromisselnden „Mäßigkeits"-Gesetzen. Wer die Alkoholfrage so kennt, wie sie jeder Reichstagsabgeordnete, jeder Minister und Feldherr — eigentlich kennen müßte, und wie sie jeder amerikanische Schulknabe unseren Verantwortlichen lektionsweise beibringen könnte, der weiß, weshalb ich das sage.

Es müßte dies starke, starstechende Buch des deutschen Universitätsprofessors Hans Schmidt in den drei obersten Klassen aller deutschen höheren Schulen von tüchtigen Lehrern (mit bewegtem Herzen) vorgelesen werden. Es müßte auf allen deutschen Hochschulen dies Buch von den Professoren in allen Hörsälen zitiert werden. (Wie jammervoll breit macht sich noch heute die altehrwürdige Unkultur der akademischen Trinksitte!) Und in den Lehrerseminarien, in den Fortbildungsschulen, Gewerbeschulen und Volkshochschulen müßte diese wuchtige Anklage gegen den einzigen und ältesten „Erb"-Feind wochenlang ein scharf diskutiertes Thema bilden, wobei die alle Vorurteile unseres ahnungslosen Volkes geschickt ausnutzende

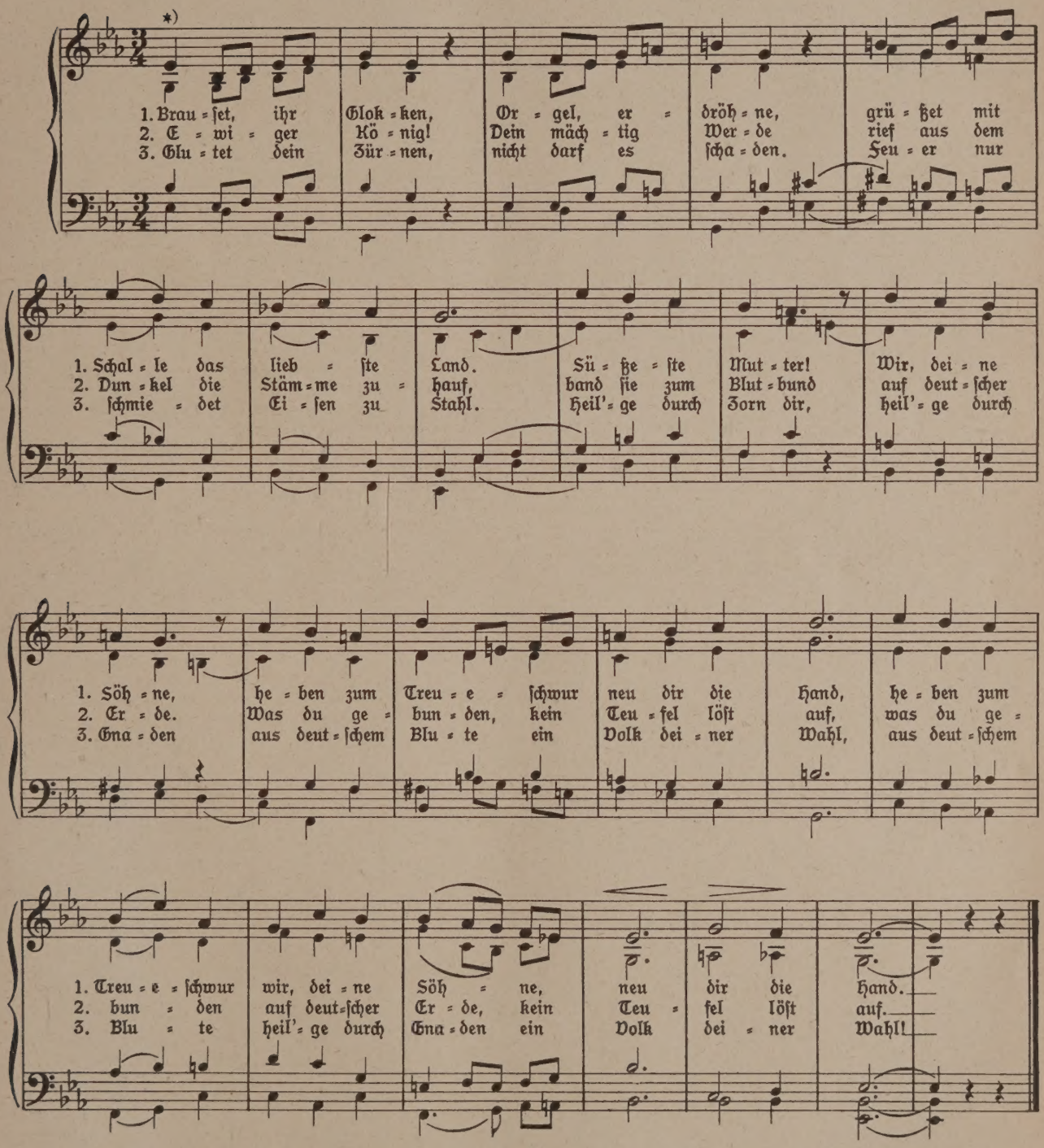
Gesänge zum Vaterlandstage

Texte von Rudolf Otto
Vertont von Herm. Stephani

Vaterlandslied

Einstimmig mit Orgel oder Klavier

Op. 33 Nr. 33



*) Hierzu Ausgabe für Chor in G-dur. Erhältlich von Herm. Stephani, Marburg L.– Alle Rechte vorbehalten.

84424(a)

Stich u. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig.

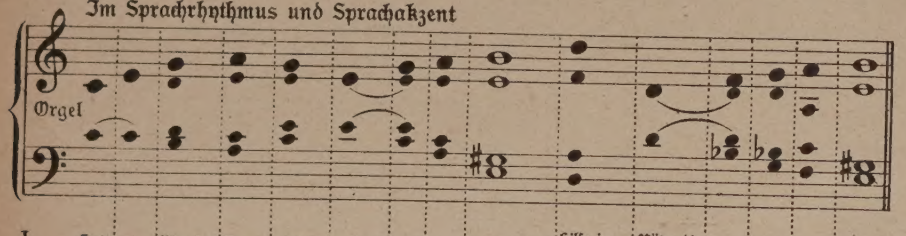
Chor- gebete

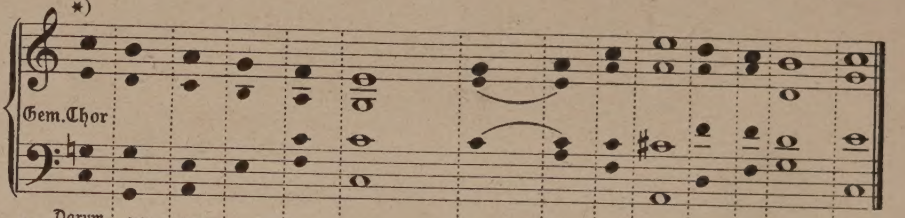
gesprochen zwischen Diakon und Gemeinde,

oder gesungen zwischen Diakon oder Vorsänger und Chor

Nr. 32

Im Sprachrhythmus und Sprachakzent





I. Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben.
Wenn gleich das Meer wütete und wallete,
Denn noch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit ihren Brünnlein, da die heiligen Wohnungen des Höchsten sind:
Gott hilft ihr frühe am Morgen.
Kommt her und schauet die Werke des Herrn, der auf Erden ein solch Zerstören anrichtet,
Seid stille und erkennet, daß ich Gott bin. Ich will Ehre einlegen unter den Völkern. Ich will Ehre einlegen auf Erden.

II. Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen.
Wohl dem Volke, des Gott der Herr ist, dem Volke, das er sich zum Erbe erwählt hat.
Erlenket ihnen allen das Herz, er merket alle ihre Werke.
Rosse helfen auch nicht, und ihre große Stärke errettet sie nicht.
Unsre See le harret auf den Herrn.
Erkennet, daß der Herr Gott ist. Er hat uns gemacht und nicht wir selbst
Der Herr, dein Gott, ist ein barmherziger Gott. Er wird dich nicht lassen, noch verderben.
Hilf dein Volke und weide dein Erbe.

III. Herr, kehre dich doch wieder, nachdem du uns so plagtest, nachdem wir so lange Unglück leiden.
Erfreue uns nun wieder, nachdem du uns so lange fremdlich und dere das Werk unserer Hände:
Und der Herr, unser Gott sei

I. Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge und die Berge mitten ins Meer sänken.
Und von seinem Ungestüm die Berge ein fallen.
Gott ist bei ihr drinnen, darum wird sie fest bleiben.
Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unser Schutz!
Der den Kriegen steuert in aller Welt, der Bogen zerbricht, Spieße zerschlägt und Wagen mit Feuer verbrennet.
Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unser Schutz!

II. Meine Zunge soll an dein nicht gedenke, wo ich lasse Jerusalem, meine höchste Freude sein.
Der Herr schauet vom Himmel und sieht alle Menschen Kinder, von seinem festen Thron auf alle, die auf Erden wohnen.
Einem Könige hilft nicht seine große Macht, ein Riese wird nicht errettet durch seine große Kraft.
Siehe, des Herrn Auge sieht auf die, so ihn fürchten, die auf seine Güte hoffen.
Er ist unsre Hilfe und Schild!
Zu seinem Volk und zu Schafen seiner Weide.
Wird auch nicht verges sen des Bundes, den er deinen Vätern geschworen hat.
Und weder sie noch sie ewiglich.

III. Fülle uns frühe mit deiner Gnade, so wollen wir rühmen und fröhlich sein unser Lebenlang.
Zeige deinen Knechten deine Werke und deinen Ehren ihren Kindern.
Ja, das Werk unserer Hände wolle er fördern! Amen.

*) Jede Silbenänderung ist, wenn auch entsprechend dem Sprachrhythmus und Akzent, so doch leicht, jede Tonhöhenänderung schwer zu taktieren. — Abzüge erhältlich von Herm. Stephani, Marburg L.

Reklame und Pressearbeit des Alkohol-Kapitals und die Ignoranz unserer Gebildeten in Dingen der Alkoholfrage gehörig beleuchtet werden müßte.

Nur eine Angst habe ich: Die innere Trägheit unseres Volkes und der duselige Konservatismus unserer führenden Kreise läßt auch diesen gewaltig weckenden Glockenschlag verhallen, ohne daß „etwas geschieht".

Wir deutschen Alkoholgegner aber wissen dann mit derselben Sicherheit des Fühlens, die ich schon zu Anfang dieser Ausführungen schilderte, als ich am ersten Kriegs-Weihnachtsabend am strahlenden Christbaum die Schnaps-Fläschchen erblickte, wir sehen es dann mit kassandrahellem traurigem Fernblicke: Kommt es *jetzt* nicht zu einem inneren Aufraffen im deutschen Volke, die sich wahrhaftig zuerst in einer Lösung der Alkoholfrage beweisen müßte, dann versinken wir völlig, und die Springflut der nächsten Welt-Umgruppierung wird dies instinktlose und innerlich untreue Volk auslöschen.

Es könnte „am deutschen Wesen" *nur dann* „noch einmal die Welt genesen", wenn Deutschland seinen tragischen Sturz zu einem De profundis machte, wenn es zum *Geiste* zurückfände, dessen gerades Widerspiel die trübe Welt der Alkoholtrinksitte und ein gewisser politischer Alkoholismus ist. *Gott braucht wahrlich unser Deutschland nicht. Aber Deutschland braucht um so notwendiger Ihn.*

Witzenhausen a. W. Otto Buchinger
Marine-Generaloberarzt a. D.

Evangelische Jugendämter, ihre Notwendigkeit und ihre Aufgaben

1

Man kann die Bedeutung des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes vom 9. Juli 1922 vor allem in folgenden drei Momenten sehen:

1. Es sucht an die Stelle der bisher in den einzelnen Ländern geltenden, höchst verschiedenartigen Gesetze und Verordnungen, die sich irgendwie mit der Jugend beschäftigen, ein *einheitliches* Reichsjugendgesetz zu setzen.

2. Es umfaßt mit seiner Fürsorge grundsätzlich in gleicher Weise die körperlich und geistig gefährdete, sowie die sittlich und leiblich gesunde Jugend. Es überwindet den bisherigen theoretischen Gegensatz von Jugend*pflege* und Jugend*fürsorge* durch den Obergedanken der Jugend*wohlfahrt*.

3. Es schafft eine enge Verbindung zwischen der öffentlichen Jugendwohlfahrtspflege und verwandten privaten und kirchlichen Bestrebungen. Diese werden den zu errichtenden Jugendämtern eingegliedert und unterstellt.

Für unsere kirchliche Jugendarbeit ist besonders dies dritte Moment von höchster Bedeutung. Sie wird in Zukunft in engster Anlehnung an die Jugendämter zu erfolgen haben, von ihnen beaufsichtigt werden. Für diese wiederum besteht nicht nur unsre evangelische Jugendarbeit, sondern auch die der katholischen Kirche, daneben die der interkonfessionellen und humanitären Vereine, der Turnerschaften und Sportvereine, der politischen Parteien und nicht zuletzt die Jugendfürsorge der Arbeiterwohlfahrt. Alle diese Organisationen und Vereine sind nunmehr im Jugendamte zusammengefaßt, das sie viel enger zusammenschließen wird als es die alten Stadt- oder Kreisausschüsse für Jugendpflege taten. Es werden daher die Berührungen zwischen all den anderen Jugendwohlfahrtsarbeit treibenden Organisationen und unsren evangelischen Bestrebungen auf diesem Gebiete in Zukunft viel stärker und häufiger sein als früher. Unsre Arbeit wird dadurch mannigfach befruchtet, aber auch verschiedentlich eingeengt werden.

Alle dem Jugendamte angeschlossenen Verbände und Organisationen werden nun dahin streben, möglichst viel Vertreter im Jugendamte zu erlangen. Verschiedentlich ist schon der Versuch beobachtet worden, den evangelischen Organisationen keinen Vertreter zuzubilligen, weil ja die Kirchen sowieso nach § 4 der preußischen Ausführungsbestimmungen das Recht auf Entsendung eines Vertreters in das Jugendamt hätten. Dem werden wir unter allen Umständen entgegenzuwirken haben. Wir müssen eine Vertretung unsrer großen evangelischen Jugendpflegeverbände und etwaiger evangelischer Jugendfürsorgeanstalten und Einrichtungen in den Jugendämtern durchzusetzen versuchen, die unabhängig von der den Religionsgemeinschaften nach § 4 zugebilligten Stimme ist. Je mehr wir auf unbestreitbare Erfolge in unsrer Arbeit hinweisen können, um so mehr wird uns dies auch gelingen. Um so mehr, wenn wir die maßgebenden Stellen davon überzeugen können, daß z. B. Stenographenvereine, die an Jugendliche stenographischen Unterricht erteilen, noch lange keine Jugendwohlfahrt treibende Verbände sind, die Anspruch auf Vertretung im Jugendamte haben. Dasselbe gilt mit Abwandelungen auch von den kaufmännischen Vereinen.

Aber wirklich etwas erreichen werden wir nur dann, wenn wir uns in viel stärkerem Maße, als es bisher geschehen ist, mit allen unsren evangelischen Jugendwohlfahrtsbestrebungen zusammenschließen. Für die einzelnen Kirchenprovinzen ist dies zumeist schon durch die unter dem Vorsitz der Generalsuperintendenten stehenden evangelischen Provinzialjugenddienste wenigstens vorbereitet. So wertvoll dies ist, so genügt es doch keineswegs, um unsrer evangelischen Jugendarbeit die nötige Beachtung und Vertretung in den Jugendämtern zu sichern und ihr ihre Selbständigkeit zu erhalten. In allen Kirchenkreisen ist eine feste, geschlossene Organisation aller evangelischen Jugendwohlfahrtsbestrebungen zu schaffen, die dann einheitlich ihre Interessen in der Öffentlichkeit und den Kreis- und Kommunaljugendämtern vertreten und durchsetzen kann. Besonders in den Großstädten ist ein fester Zusammenschluß unsrer Arbeit erforderlich, wenn wir nicht von anderen Organisationen erdrückt und um allen Einfluß gebracht werden sollen. Den harten Kampf, den wir in den Großstädten vor allem um die Behauptung, die Geltung und den Einfluß unsrer evangelischen Jugendarbeit werden führen müssen, werden wir nur dann zu einem für uns glücklichen Ausgange bringen können, wenn wir die organisatorische Zusammenfassung aller evangelischen Jugendwohlfahrtsbestrebungen in einem evangelischen Jugendamte gipfeln lassen.

2

Die von den evangelischen Kirchgemeinden auf Anregung von Pastor Dr. rer. pol. A. *Just* geschaffene Evangelische Zentralstelle in Breslau ist in ihrer Jugendfürsorgeabteilung das älteste kirchliche Jugendamt. Unsre Erfahrungen reichen nun schon auf 10½ Jahre zurück, und seit mehr als 9 Jahren leitet der Unterzeichnete die Jugendamtsabteilung. Unsre Einrichtung hat verschiedentlich in Groß- und Mittelstädten bei der Einrichtung kirchlicher Jugendämter als Vorbild gedient. Als großer Vorzug hat sich in der Praxis immer erwiesen, daß die Evangelische Zentralstelle keine vereinsartige Organisation, sondern eine von den Kirchgemeinden geschaffene, mehr oder weniger offizielle Einrichtung ist. Sie regelt die von den Gemeinden getriebene Jugendwohlfahrtsarbeit, faßt sie einheitlich zusammen und vertritt sie geschlossen in der Öffentlichkeit.

Wenn auch unser kirchliches Jugendamt von Anfang an aus den Gemeinden organisch herausgewachsen ist, so hat sich im Laufe der Zeit es doch als wünschenswert, ja notwendig erwiesen, ihm auch die nicht von den Kirchgemeinden, sondern von großen evangelischen Verbänden erfolgende Jugendarbeit anzugliedern. Es ist dies in einem mit dem Jugendamte im engsten Zusammenhang

stehenden Wohlfahrtsbunde geschehen, dessen Geschäftsführer bestimmungsgemäß der Leiter des evangelischen Jugendamtes ist. Es kam vor allem darauf an, in diesem Wohlfahrtsbunde eine ganz enge Verbindung zwischen der von den Kirchgemeinden getriebenen Jugendarbeit und der gleichen Tätigkeit der Inneren Mission und anderer großer evangelischer Verbände herzustellen. Es ist dies auch gelungen, so daß fest zusammengeschlossen sind und durch die Evangelische Zentralstelle als Jugendamt nach außen einheitlich vertreten werden:

1. Die Gemeindekirchenräte der Gemeinde.
2. Der Verein für Innere Mission.
3. Der Stadtverband für die weibliche Jugend.
4. Der Stadtverband der evangelischen Männer- und Jünglingsvereine (einschließlich des C. V. j. M.).
5. Der Parochialverband der evangelischen Jugendvereine.
6. Der Bund deutscher Jugendvereine, Kreisverband Breslau.
7. Die evangelischen Elternbünde.
8. Die evangelischen Frauenhilfen.
9. Der Deutsch-evangelische Frauenbund.
10. Die beiden Diakonissenmutterhäuser der Stadt.
11. Eine Anzahl kleinerer Männer- und Frauenvereine.

An der Spitze dieses Wohlfahrtsbundes steht ein geschäftsführender Ausschuß, der aus sich heraus einen engeren Vorstand wählt und folgende Dezernate eingerichtet hat:

1. Dezernat für allgemeine Angelegenheiten.
2. Dezernat für Jugendfürsorge (Jugendgerichtshilfe, Vormundschaftswesen, Fürsorgeerziehung, allgemeine Maßnahmen zum Schutz der Jugend gegen Verwahrlosung).
3. Dezernat für Jugendpflege.
4. Dezernat für Jugendhilfe (Kleinkind, offene, geschlossene Fürsorge, das kranke Kind).
5. Dezernat für weibliche Diakonie.
6. Dezernat für allgemeine Wohlfahrtspflege.

Die Hauptgeschäftsführung liegt in der Hand des Leiters der Jugendfürsorgeabteilung der Evangelischen Zentralstelle als des kirchlichen Jugendamtes, so daß die Einheitlichkeit, Planmäßigkeit und nachdrückliche Vertretung der evangelischen Jugendwohlfahrtsarbeit in der Öffentlichkeit gewährleistet ist.

Wenn wir uns nun den Aufgaben der evangelischen Jugendämter im einzelnen zuwenden, so unterscheiden wir hierbei aus praktischen Gründen die Aufgaben in der Jugendpflege und in der Jugendfürsorge.

3

In der Jugendpflege wird das evangelische Jugendamt sich aller Eingriffe in die Selbständigkeit und Eigenart der ihm angeschlossenen einzelnen evangelischen Vereine für die männliche und weibliche Jugend zu enthalten haben. Es wird seine Aufgabe vielmehr darin sehen, gemeinsame große Veranstaltungen anzuregen, die gemeinsamen Interessen der evangelischen Jugend in der Öffentlichkeit zu vertreten und auf die ganze Arbeit weckend und belebend zu wirken. Auch wird planmäßig das Leben der nicht evangelischen Jugendverbände und der ganzen Jugendbewegung zu beobachten und zu studieren sein, um aus ihnen Anregung und Förderung für die evangelisch-kirchliche Jugendarbeit zu gewinnen.

Das evangelische Jugendamt wird aber auch darauf hinzuwirken haben, daß die in unsren Vereinen gesammelte Jugend sich nicht nur „pflegen" läßt oder in der nicht immer ganz klaren Jugendbewegung mit macht, sondern daß sie auch ihrerseits praktische Wohlfahrtsarbeit an der Gesamtheit leistet. Als Beispiele hierfür seien, ohne erschöpfend sein zu wollen, genannt:

a) Das Singen Jugendlicher in Siechen- und Krankenhäusern. Neben heiteren, jugendlichen Weisen werden hierbei unsre alten schönen Choralmelodien in Betracht kommen. Zu einzelnen besonderen Zeiten mag auch ein Singen auf öffentlichen Plätzen hinzutreten. So hat die Breslauer evangelische Jugend am Kantatesonntage auf verschiedenen Plätzen der Stadt Choräle gesungen, worüber man hinterher viel zustimmende Äußerungen aus allen Teilen der Bevölkerung hören konnte. Beteiligt war hierbei nicht nur die weibliche, sondern auch die männliche Jugend.

b) Die Veranstaltung von guten Volks- und Unterhaltungsabenden durch einzurichtende evangelische Jugendscharen für Volkskunst und Volksbildung. Die Besucher von Wärmehallen und ähnlichen Unterkunftsstätten haben sich für derartige Veranstaltungen, bei denen Volkstänze und alte Volksspiele etwa zu bieten sind, sehr dankbar erwiesen.

c) Die Altershilfe Jugendlicher durch Transport von Kohlen und Lebensmitteln für alleinstehende alte und kränkliche Personen. Gewisse Schwierigkeiten sind hierbei naturgemäß im Anfang zu überwinden. Wo aber die Durchführung energisch in Angriff genommen worden ist, ist eine Belebung des ganzen Vereinslebens durch solchen Hilfsdienst nicht ausgeblieben.

d) Die Mitarbeit in der Blindenfürsorge durch Besuche bei blinden Gemeindemitgliedern, um ihnen vorzulesen oder sie anderweitig zu unterhalten und zu zerstreuen. Hierfür kommen freilich in erster Linie die gereifteren Mitglieder der weiblichen Jugendvereine in Betracht.

e) Die Gewinnung und Schulung von Helfern für die Arbeit an der noch schulpflichtigen männlichen und weiblichen Jugend. Gerade in den Großstädten werden wir viel mehr, als es bisher zumeist geschehen ist, mit unsrer kirchlichen Jugendarbeit auch die noch schulpflichtige Jugend zu erreichen suchen müssen. Dazu brauchen wir aber eine Fülle von persönlichen Kräften und Helfern. Wir können sie aus den Jugendlichen unsrer Vereine gewinnen. Unter ihnen sind nicht wenige, die gewisse Führerqualitäten besitzen. Auf ihre Gewinnung für den Dienst, ihre Schulung und Einstellung in die Arbeit hinzuweisen und hinzuwirken, wird das Jugendamt sich besonders angelegen sein lassen müssen.

4

Wenn wir uns dann der Jugendfürsorge im eigentlichen Sinne zuwenden, so handelt es sich hier für die evangelischen Jugendämter vor allem um folgende Aufgaben:

a) Arbeit an der sittlich gefährdeten und straffällig gewordenen Jugend in der Jugendgerichtshilfe. Dieses Gebiet im einzelnen zu beschreiben, würde einen eigenen Aufsatz erfordern. Ich weise daher nur kurz auf Folgendes hin:

α) Die ganze Arbeit trägt durchaus erziehlich-seelsorgerlichen Charakter. Alles „Polizeimäßige" ist von ihr durchaus fernzuhalten. Sie ist Dienst an der gefährdeten Jugend, um sie wieder auf den rechten Weg zu führen. In hohem Maße haben wir hier eine Gelegenheit, die Herzen der Jugendlichen und ihrer Eltern zu gewinnen. Nur zu ihrem eigenen Schaden kann die Kirche sich einer energischen Mitarbeit auf dem Gebiete der Jugendgerichtshilfe enthalten.

β) Unsre Tätigkeit hat einzusetzen vor der Hauptverhandlung durch Einreichung eines ausführlichen Berichtes über den Jugendlichen, der ein möglichst deutliches Bild seiner häuslichen Verhältnisse, seiner Entwicklung, seines Charakters und der Persönlichkeit seiner Eltern zu geben hat. Bei der Hauptverhandlung selber werden wir zugegen sein als helfender und beratender Beistand. Nach der Verurteilung betreuen wir den Jugendlichen während der etwaigen Bewährungsfrist durch Übernahme der

Schutzaufsicht. Stets werden wir uns dabei bemühen, den Jugendlichen seelisch zu beeinflussen, sein Gewissen zu schärfen und in ihm das Unterscheidungsvermögen und das Empfinden für Gut und Böse zu stärken. Wesentlich und wichtig ist auch der Besuch bei jugendlichen Untersuchungsgefangenen im Untersuchungsgefängnis. Mit manchen meiner früheren Schutzaufsichtszöglinge verknüpft mich heute noch, nach Jahren, ein fast freundschaftliches Band.

Auf die Beratung in der Hauptverhandlung gehe ich mit ein paar Worten näher ein. Durch das neue Jugendgerichtsgesetz vom 16. 2. 1923 ist die gesetzliche Grundlage für einen Brauch geschaffen worden, der schon früher inoffiziell beim hiesigen Jugendgerichte bestanden hat, daß vertrauenswürdige und in der Jugendarbeit bewährte Persönlichkeiten dem angeklagten Jugendlichen für die Hauptverhandlung als Beistand bestellt werden können. Ich selber wie eine Anzahl Kollegen haben von dieser Möglichkeit bereits in vielen Fällen Gebrauch gemacht. Auf Grund meiner mehrjährigen Erfahrung halte ich diese Vertretung des angeklagten Jugendlichen vor Gericht für außerordentlich wertvoll. Freilich darf sie nicht so aufgefaßt werden, wie sie von einem Anwalt ausgeübt werden würde, sondern ist vielmehr als freundschaftliche oder väterliche Beratung zu betrachten. Wir werden keine Mohrenwäsche treiben können, und doch wird der Jugendliche es uns nie vergessen, wenn wir vor Gericht ihm zur Seite gestanden haben. Dort helfen ihm alle seine „guten Freunde" nicht, durch die er auf die abschüssige Bahn geraten ist. In sehr vielen Fällen begleiten auch die Eltern ihre Kinder nicht vor Gericht, weil sie sich ihres Sohnes oder ihrer Tochter schämen. Nimmt sich aber dann der Pastor des Jugendlichen vor Gericht an, wo dieser sonst vereinsamt und verlassen ist, so wird ihm dies von dem Jugendlichen hoch angerechnet und nie vergessen.

Wünschenswert wäre es, wenn alle gefährdeten und straffällig gewordenen Jugendlichen, die vom evangelischen Jugendamte betreut werden, einmal dem Leiter persönlich vorgestellt werden könnten, damit er einen persönlichen Eindruck von ihnen gewinnt und sie nötigenfalls als Beistand vor Gericht vertreten kann. Es ist dies aber bei der großen Zahl der in Betracht kommenden Fälle solange nicht möglich, als der Leiter des evangelischen Jugendamtes gleichzeitig Gemeindepfarrer ist.

b) Weiter gehört zu den Aufgaben des evangelischen Jugendamtes die Mitarbeit im Vormundschaftswesen. Sie hat in doppelter Weise zu erfolgen:

α) Durch Einrichtung einer Sammelvormundschaft wie sie erstmalig in größerem Maße von Pastor Pfeiffer und dann von unsrer Evangelischen Zentralstelle geschaffen worden ist. Wir waren bei Aufhebung der Städtischen Generalvormundschaft imstande, einen sehr großen Teil der bisher dort geführten Vormundschaften über evangelische Kinder zu übernehmen, so daß wir jetzt weit über 1000 Mündel betreuen.

Die Einrichtung hat sich sehr gut in der Praxis bewährt, wird von den Vormundschaftsrichtern geschätzt und in ihrer Leistung anerkannt und ist in letzter Zeit verschiedentlich für ähnliche Einrichtungen in anderen Städten zum Muster genommen.

Über die nähere Art der Organisation und Arbeitsweise dieser Sammelvormundschaft etwas zu sagen, würde hier zu weit führen. Aus demselben Grunde können auch ihre großen Vorzüge gegenüber den Einzelvormundschaften nicht dargelegt werden. Nur darauf sei hingewiesen, daß namentlich für konfessionell gemischte Gegenden die Sammelvormundschaft sich als sehr wichtig herausgestellt hat.

β) Durch Aufstellung einer Vorschlagsliste von geeigneten Vormündern, die dann an das städtische Jugendamt weitergegeben wird, oder aus der diesem auf jedesmalige Anfrage geeignete Vormünder benannt werden können.

c) ergibt sich als Aufgabe für ein evangelisches Jugendamt in der Großstadt die Unterbringung von Kindern und Jugendlichen auf dem Lande und im befreundeten Auslande. Bei uns hat sich gerade in dieser Beziehung gezeigt, daß die Evangelische Zentralstelle mehr erreichen konnte als das städtische Jugendamt. Es war dies vor allem zurückzuführen auf die persönlichen, äußerst mühevollen und anstrengenden Bemühungen meines Kollegen Dr. Just. Weiter sind als Aufgaben für ein evangelisches Jugendamt zu nennen:

d) Nachweisung geeigneter Lehr- und Pflegestellen auf dem Lande und in der Kleinstadt. Hierbei ist besonderer Wert darauf zu legen, daß die Jugendlichen nicht nur als Arbeitskräfte angesehen, sondern gut geleitet, erzogen und ausgebildet werden.

e) Berufsberatung von schulentlassenen Jugendlichen, die im engsten Zusammenhange mit dem städtischen Berufsamte und dem Nachweis der Handwerkerkammer zu erfolgen hat.

f) Beratung von Eltern in schwierigen Erziehungsfällen. Die Sprechstunden des Leiters werden zu diesem Zwecke häufig aufgesucht, und nicht selten gelingt es dann, der entstandenen Schwierigkeiten — ohne in das Leben des Jugendlichen tiefer einschneidende Maßnahmen — Herr zu werden.

g) Mitarbeit in der Psychopathenfürsorge, die im Zusammenhange mit anderen auf dem Gebiete der Jugendwohlfahrt tätigen Organisationen zu erfolgen hat und planmäßig auszubauen ist. Daß hierbei Mitarbeit von Fachärzten nicht entbehrt werden kann, ist selbstverständlich.

h) Einrichtung von Durchgangsheimen, in denen gefährdete Kinder und Jugendliche vorübergehend Aufnahme finden können, bis ihre endgültige Unterbringung in Fürsorgeerziehung oder einer Landstelle erfolgen kann. Gerade derartige Heime sind für die Großstadtgemeinden unbedingt erforderlich. Leider stehen sie uns noch lange nicht in dem nötigen Umfange zur Verfügung.

i) Unterstützung der freiwilligen Helfer durch Erleichterung bei der Anfertigung von Berichten und Erledigung von Gängen im Interesse der von ihnen betreuten Jugendlichen.

k) Schulung der Helfer und Mitarbeiter durch Veranstaltung von Lehrgängen und Kursen über Jugendgerichtshilfe, Jugendpflege und alle Fragen der gesamten Jugendwohlfahrt. Die Wichtigkeit dieser Aufgabe sei besonders betont. Alle unsre Arbeit im Jugendamte ist vergeblich, wenn die freiwilligen Helfer versagen. Darum müssen wir uns ihre Ausbildung, Schulung und Beratung besonders angelegen sein lassen *). Ihre Zusammenfassung zu einer vereinsartigen Organisation ist in vieler Beziehung empfehlenswert.

Neben diesen unmittelbar praktischen Aufgaben stehen jedoch für das evangelische Jugendamt noch ein paar andere, die keineswegs vernachlässigt werden dürfen. Es sind dies:

a) Pflege des Zusammenhangs mit anderen auf dem Gebiete der Jugendwohlfahrt tätigen Organisationen. Hier kommen neben verschiedenen örtlichen humanitären Vereinigungen vor allem der Charitasverband und die Arbeiterwohlfahrt in Betracht.

b) Enge Fühlung zu den kommunalen und staatlichen Behörden, soweit sie sich mit Jugendwohlfahrt befassen; d. h. also: Städtisches Jugendamt, Wohlfahrtamt, Landeshauptmann, Jugendgericht.

*) Es sei auf die im Verlag der Evangelischen Zentralstelle erschienenen „Wohlfahrtshefte", herausgegeben von Altmann und Just, hingewiesen, die als Handreichung für die Helfer gedacht sind. Preis des Heftes 20—40 Pfennig.

c) Vertretung der evangelischen Interessen in den städtischen und kommunalen Jugendämtern. Wie dies im einzelnen zu geschehen hat, kann immer nur auf Grund der besonderen örtlichen Verhältnisse gesagt werden.

d) Aufklärungsarbeit in der Presse über die evangelische Jugendwohlfahrtsarbeit und ihre Leistungen.

e) Beteiligung am Kampfe gegen Schund und Schmutz aller Art. Unterstützung aller Maßnahmen zum Schutze der Jugend, ganz gleich ob sie von Behörden oder von freien Vereinigungen ausgehen.

Mit dem Gesagten ist der Aufgabenkreis der evangelischen Jugendämter kurz umrissen. Es ist nicht wenig, was er umschließt. Aber je mehr wir diese Aufgaben energisch in Angriff nehmen, was aber auf die Dauer nur bei Schaffung von evangelischen Jugendämtern in allen größeren und mittleren Städten möglich ist, desto mehr wird gerade die Mitarbeit in der Jugendwohlfahrtsarbeit das Gemeindeleben befruchten und zeigen, daß die Kirche gerade in der Großstadt nicht entbehrt werden kann.

Breslau Ulrich Altmann

Die erste evangelische Glaubenslehre

Luthers Traktat De libertate christiana

9

Des zweiten Hauptteils zweiter Abschnitt

Der Glaube als Freiheit zum Dienst am Nächsten*)

Der Übergang ist auch hier seltsam unbeholfen. Wie es am Anfang des zweiten Hauptteils von dem innerlichen Menschen hieß, daß ihm ja nun auf Erden — nach seinem äußerlichen Menschen — nichts übrig bleibe, als 1. seinen eignen Leib zu regieren, und 2. mit Leuten umzugehn: so wird nun hier diese Situation neu formuliert: „Denn der Mensch lebt nit allein in seinem Leibe, sondern auch unter andern Menschen auf Erden." Kräftiger sogleich im Latein: „Denn der Mensch lebt nicht sich allein in diesem sterblichen Leibe, an ihm zu arbeiten, sondern auch allen Menschen auf Erden, ja nur den Andern lebt er und nicht sich selbst" (immo solum aliis vivit et non sibi). Die körperliche Zucht, die Askese wird jetzt restlos dem höheren Zweck des Dienstes am Nächsten untergeordnet. Und alsbald triumphiert nun das innerst-religiöse Motiv der Nächstenliebe, wie es sich direkt aus dem Glauben ergibt, so daß in der Moral gar nichts Neues zum Glauben und seiner Freiheit hinzukommt, sondern die Moral eben das Glaubensleben selbst ist. Das heißt: das, worin der Glaube und seine Freiheit sich auswirkt, weil er es nicht lassen kann und gar keine andre Möglichkeit hat zu leben. Immer wieder wird der Reichtum, die Sattheit, die Seligkeit, das Vollgenüge des Glaubens festgestellt; unter dieser Voraussetzung hat alles Handeln, alles Werke-tun, alle Ethik Sinn und Zweck Gott gegenüber verloren; es bleibt nur eine Front für den im Glauben freien Menschen und seinen Tätigkeitsdrang übrig: der Nächste. „Nichts Andres sich vorbilden denn was dem Andern not ist, das heißt dann ein wahrhaftig Christenleben" — so der deutsche Text unter ausdrücklicher Berufung auf den Galaterbrief. Und im lateinischen:

Christlich ists, dazu den Leib erziehen, daß man dank seiner Gesundheit und Leistungsfähigkeit arbeiten, etwas verdienen und sparen kann, denen zu gut, die Mangel leiden; damit so das starke Glied dem schwachen diene und wir Kinder Gottes seien, einer für das andere besorgt und fleißig, gegenseitig unsre Lasten tragend und so das Gesetz Christi erfüllend (Gal. 6, 2). Sieh, das ist nun christliches Leben: hier ist der Glaube recht wirksam durch die Liebe, das ist: mit Lust und Liebe geht er aus sich heraus in die Tätigkeit freiester Knechtschaft (prodit in opus servitutis libertissimae), in der er dem Andern umsonst und willig dient, selber überlaut dank der Fülle und dem Reichtum seines Glaubens.

Nachdem die Erkenntnis von der Rechtfertigung aus dem Glauben durch die Gnade allein das Joch des Werkezwangs zerbrochen hat, liegt die Welt mit ihren Menschen vor dem evangelischen Christen da als die willkommne Arbeitsstätte, auf die sich nun sein Tätigkeitsdrang als auf das einzig gewiesene Objekt stürzen kann. Der Glaube, einmal vorhanden, hat in der Welt gar nichts Andres vor als moralisch zu handeln. Darin zeigt sich, daß er lebt.

Allerlei biblische Beispiele werden beigezogen, das deutlich zu machen: Paulus, Maria, Christus und der himmlische Vater selbst. Am liebevollsten wird das Exempel Christi ausgeführt nach Phil. 2, 1—8. Die Analogie mit dem Christenmenschen in seiner irdischen Lage tritt hier um so schärfer hervor, als Luther die Stelle von dem auf Erden wandelnden Christus versteht, der, voll Gottesgestalt und mit allem Gut reichlich gesegnet (plenus forma Dei et omnibus bonis abundans), nicht not hatte, zu seiner Rechtfertigung und Beseligung zu wirken und zu leiden, Alles um unsert willen tat und litt. Und so ergeben sich von da aus die immer wiederkehrenden, im lateinischen Text viel stärker hervortretenden Wendungen, daß wir Christen in Kraft des Glaubens Einer dem Andern Christus sein sollen: unusquisque alteri Christus quidam, ut simus mutuum Christi et Christus idem in omnibus, h. e. vere Christiani — daß wir wechselseitig „Christusse" seien und Christus derselbe in Allen, das ist daß wir wahrhaftig „Christen" seien.

Dieser Christusgeist und Christusdienst, der sich für den Gläubigen von selbst versteht, geht aber keineswegs in dem auf, was wir gewohnt sind, christliche Liebe zu nennen. Vielmehr dieser Liebesdienst wird zum Erlösungswerk am Andern. Der Gerechtfertigte rechtfertigt den Nächsten*). En ista regula:

Es geht nach folgender Regel. Die Güter, die wir aus Gott haben, müssen aus dem Einen in den Andern fließen und gemein werden, daß ein Jeder seinen Nächsten anziehe**) und sich so gegen ihn verhalte, als wäre er selber an seinem Platz. Aus Christus flossen und fließen sie in uns, der uns so angezogen hat und für uns gehandelt, als wäre er selber, was wir sind. Aus uns fließen sie in die, welche ihrer bedürfen, so sehr, daß auch mein Glaube und meine Gerechtigkeit vor Gott niedergelegt werden muß, die Sünden des Nächsten zu decken und (durch Fürsprache) zu tilgen: ich soll sie auf mich nehmen und so daran arbeiten und fronen, als wären sie mein eigen. Denn so hat Christus uns getan.

Das ist die wahre Liebe (caritas) und die lautere Regel eines christlichen Lebens. Aber dort ist sie wahr und lauter, wo wahrer und lauterer Glaube ist.

Damit ist der Ring der Glaubenslehre geschlossen. Und Luthers deutsche Schrift aus. Aber in der lateinischen folgt noch ein Anhang.

Marburg Martin Rade

*) Zum Sechsundzwanzigsten bis zum Dreißigsten, das ist bis zum Ende der deutschen Schrift.

*) Iustificatus iustificat proximum. Nirgends steht das so, und ich bin bisher bei den Zünftigen vergebens für diese Formel eingetreten. Sie allein umschreibt das Ganze der Lutherschen Rechtfertigungslehre, denn sie allein beschreibt in der Rechtfertigungslehre das ganze Christentum, so wie Luther es gehabt hat.

**) Zu verstehen nach Analogie von Gal. 3, 27.

Das konfessionelle Motiv bei der Reichspräsidentenwahl

1

Plötzlich standen wir mitten in konfessionellen Streit. Alle Leidenschaften flammten auf. Die besten Freunde verfeindeten sich. No popery! „Wir wollen nicht katholisch werden" wurde die Losung, mit der man zur Wahlurne ging.

Beim ersten Wahlgang war es noch nicht so. Nachdem die Sozialdemokratie mit Ernennung ihres Kandidaten Braun vorangegangen war, hob das Zentrum Marx, die demokratische Partei Hellpach, die vereinigte Rechte

Jarres auf den Schild. Von den Übrigen zu schweigen. Jeder konnte den Mann wählen, der ihm lieb war. Zum zweiten Wahlgang schloß sich, wie schon bisher die Rechte, so nun auch die Linke zusammen und einte sich auf den Zentrumsführer Marx, unsern einstigen Reichskanzler. Ihm stellte die Rechte — in letzter Stunde — den Generalfeldmarschall Hindenburg gegenüber. Mit dem dritten, dem Kommunisten Thälmann, hatte das deutsche Volk drei Kandidaten zur Auswahl.

Am Wahltage, dem 26. April, weilte ich in Berlin. Ich ging in die Kirche. Ich hätte D. Döhring hören können, aber ich ging, ohne nach dem Prediger zu fragen, in die nächste offene Tür. Der Prediger hob an: „Heut ist ein Entscheidungstag für das deutsche Volk angebrochen. Heute muß sich zeigen, ob es zu seinem alten Glauben zurück will ...“ Es folgte eine unpolitische Rede über Joh. 14, 6. Aber bei den Abkündigungen wurde der Prediger wieder ganz deutlich: „Heut ist Wahltag. Ein jeder evangelische Christ weiß, wem er die Stimme zu geben hat.“ (Ich kürze ab.) Ähnlich wird es in unzähligen Kirchen gehalten worden sein.

Zur Bestätigung genügt es, auf Mannheim hinzuweisen. Dort beschloß der Kirchengemeinderat:

1. am 25. und 26. folgendes Plakat anzuschlagen:

Reichspräsidentenwahl!

Evangelischer! Gedenke, daß du evangelisch bist!

2. am 26. von den Kanzeln eine Kundgebung zur Verlesung zu bringen, die auch als Flugblatt verbreitet werden solle und als solches vom Evangelischen Gemeindeamt zu beziehen sei:

Gedenke, daß du evangelisch bist!

... Darum ist für uns Evangelische die Stunde gekommen, aufzustehen vom Schlaf. ... Diejenigen, die einer politischen Partei angehören, mögen ihr Gewissen prüfen, ob Parteiprogramm, Parteischlagwort und Parteidisziplin ihnen höher stehen als ihre Evangelische Kirche und ihr Evangelisches Bekenntnis. Es ist, Gott seis geklagt, so: Wer in dieser Schicksalsstunde nicht für unsre Evangelische Kirche ist, der ist wider sie!

... Wir möchten, daß alle Evangelischen in dieser Schicksalsstunde unserer Kirche nichts Anderes leite als die Erkenntnis, die dem größten unter unsern evangelischen Vätern in der entscheidungsschwersten Stunde seines Lebens klare Richtung wies: „Es ist weder sicher noch geraten, etwas gegen das Gewissen zu tun!“

Gedenke, daß du evangelisch bist!

Gleichzeitig erging, datiert Mannheim, 11. April, ein streng vertrauliches (!!) Schreiben von 53 evangelischen Pfarrern an alle badischen Amtsbrüder, gemeint „an alle evangelischen Gemeinden“, fast wörtlich mit der Mannheimer Kundgebung übereinstimmend, nur etwas ausführlicher.

Niemand wird annehmen, daß Ermahnungen wie die von der Berliner Kanzel oder wie die der Mannheimer Pfarrer und Presbyter oder all der Unbekannten, die ein Gleiches für geboten erachtet haben, ohne Einfluß auf das Wahlergebnis geblieben sei. Und da Hindenburg nur mit einer Mehrheit von 904 151 Stimmen gewählt worden ist, so darf man getrost sagen, daß dieser Appell an das konfessionelle Bewußtsein der evangelischen Deutschen ihm zum Siege verholfen hat*). Man darf sagen: So gewiß diese teils organisierte, teils spontane Aktion nicht ohne Wirkung gewesen ist, so gewiß wäre Hindenburg ohne sie nicht gewählt worden. Das konfessionelle Motiv ist also bei dieser Wahl schließlich ausschlaggebend gewesen.

2

Es ist selbstverständlich, daß von dem Standpunkte aus, den wir soeben kennen gelernt haben, die evangelischen Theologen aufs heftigste befehdet werden, die sich während des Wahlkampfes auf die Seite von Marx geschlagen haben. Pfarrer Gauger in Licht und Leben Nr. 18 läßt sie (in einem sonst leidlich verständigen Artikel) Spießruten laufen, soweit sie ihm bekannt geworden sind. Er findet zu seiner Genugtuung, daß diese Männer sämtlich „in der liberalen Theologie ihre Heimat haben“, und schließt seine Hinrichtung mit den Worten:

Ist der Neuprotestantismus biblisch beurteilt eine Unmöglichkeit, so hat er sich jetzt auch in politischer Hinsicht sein Urteil gesprochen*) und wir haben zum wichtigsten Grunde hin, der Reinhaltung des Evangeliums, nun auch noch einen vaterländischen Grund, fortzufahren, den Neuprotestantismus mit aller Schärfe zu bekämpfen.

Das kann gut werden! —

Umgekehrt erlebt der Herausgeber der Frankfurter „Gemeinde“ Nr. 18 daran einen großen Schmerz, daß es gerade Vertreter der „liberalen“ Theologie, zu der er sich selber bekennt, gewesen sind, die „unser evangelisches Volk“ Marx zuführen wollten:

Die politische Haltung dieser, von uns theologisch und kirchlich hochverehrten, Männer liegt seit Jahren als schwere Last auf uns, sie hat erreicht, daß die „liberalen“ Theologen weithin als national unzuverlässig gelten. Die Männer wissen nicht oder wollen nicht wissen, daß unser kirchentreues Volk national ganz anders steht. Wenn wirklich die „liberale“ Theologie abgewirtschaftet hat, wenn sich wirklich die jungen Theologen in Scharen von ihr abgewendet haben, so ist daran ein Stück weit die politische Haltung eines Teiles ihrer akademischen Vertreter schuld. Und nun halten dieselben Männer auch noch dem Zentrum die Steigbügel! Sie sollten nur etliches von dem lesen und hören, was unsre Gemeindeglieder uns über ihre Zeitungsartikel und ihren Wahlaufruf sagen: man betrachtet es einfach als eine Schmach für den Protestantismus, eine Schmach vor den Katholiken, Israeliten und Ungläubigen, daß dergleichen möglich war! Unsre „liberalen“ Professoren sollen sich nicht wundern, wenn unser Kirchenvolk seine Folgerungen zieht und mit ihrer Politik auch ihre Theologie verwirft.

Indes, Marx ist unterlegen. Das Ärgernis, das die Theologen gegeben haben, bleibt bestehen, aber ihr böser Rat hat seinen Zweck nicht erreicht. Mögen die, die es angeht, Buße tun und unser kirchentreues Volk nicht nochmals Wege weisen, die es einfach nicht verstehen kann und die es um seiner Glaubenslehre willen nun und nimmer gehen darf!

Das sind starke Worte.

Vielleicht, daß es darnach Herrn Pfarrer Gauger doch noch gefällt, einen Unterschied unter den „liberalen“ Theologen zu machen oder zuzulassen.

3

Aber ich denke nun vor allem an die vertrauten Briefe, die man in dieser Zeit bekommen hat: ängstlich fragend, mit schwerem Herzen zustimmend oder absagend — Zeugnisse, wie tief innerlich der Konflikt die Schreiber und Schreiberinnen bewegt hat**).

Es wäre ja schön gewesen, wenn man das alles hätte in Ruhe beantworten können. Aber das war ganz unmöglich. Es wird meinen Mitangeklagten auch so gegangen sein.

Nun aber will ich für mein Teil gern an dieser Stelle Rede stehn.

Aufmerksame Leser dieses Blattes haben ja schon aus dessen Haltung während der letzten Wochen entnommen, daß für mich (und mein Genosse in der Leitung ist darin völlig mit mir einig) diese Präsidentenwahl keine Ursache des konfessionellen Streits, sondern ein Gegenstand reiner politischer Entschließung war. Aus diesem Grunde hat die Christliche Welt dazu geschwiegen. Und wie sie Ebert betrauert hat, weil er unser Staatsoberhaupt war, so hat sie Hindenburg gegrüßt, als er unser Staatsoberhaupt geworden war.

Das ist nun eben die Frage, ob unsre Freunde und Freundinnen diese Haltung verstehen können. Ferner-

*) Man kann das natürlich auch von jedem andern Geleitmotiv sagen, das mit in die Wagschale gefallen ist, also von dem Entschluß der Bayrischen Volkspartei, von der besonderen Popularität Hindenburgs usw.

*) In der Vorlage gesperrt.

**) Was Ungezogenes da mit unterlief, spielt keine Rolle. Zum Teil war es ergötzlich. Einer ruft aus: „Sie haben in der Frankfurter Zeitung geschrieben? Was würde der Herr Jesus dazu sagen?“ Ein großer Unterschied unter den Zuschriften ist ja der, ob sie von Lesern der Christlichen Welt kamen und solchen, die doch wenigstens eine Ahnung von einem hatten, oder von Unbekannten, die dem Unbekannten ziellos die seltsamsten Dinge sagten.

stehende haben sie verstanden. Ich finde, daß sie auch von meinen Mitstreitern klar und deutlich herausgearbeitet ist. Z. B. von Harnack in seinen vier Punkten. Auch auf Gertrud Bäumer möchte ich hinweisen mit ihrem Flugblatt: „Die Präsidentenwahl unter der falschen Flagge des Kulturkampfes."

Ich rede zuerst vom Politischen, dann vom Kirchlichen.

4

Wer ernsthaft Politik treibt, der sieht bei seinem Tun und Lassen als Staatsbürger zuerst auf den Staat. Gerade als Protestant ist man dazu imstande und verpflichtet. Da es sich nun hier um die Wahl eines neuen Staatsoberhauptes handelte, so war für uns die entscheidende Frage die, wer für diesen Posten der geeignetste Mann sei. Man kann sich aber nicht nach Belieben einen Mann aussuchen. Man muß sich zu einem entschließen, der Aussicht hat gewählt zu werden. Das wird nur einer sein, den die Parteien vorschlagen. Der Vorschlag der Parteien ermöglicht erst eine effektive Wahl und ist also recht eigentlich die Tatsache, mit der man sich auseinandersetzen muß.

Nun hat es gar keinen Sinn darüber zu räsonnieren, ob einem ein andrer Gegenkandidat Hindenburgs lieber gewesen wäre als Marx. Es kam im entscheidenden Augenblick nur darauf an, ob einem Marx lieber war als Hindenburg.

Da konnte einem Hindenburg sehr lieb sein, und doch für diese Entscheidung Marx lieber als Hindenburg. Ich werde nicht die Geschmacklosigkeit begehen, heute zu wiederholen, was gegen Hindenburg sprach. Aber die Freiheit der politischen Entscheidung zwischen den Beiden mußte jedem deutschen Staatsbürger gelassen sein. Die Freiheit dieser politischen Entscheidung wird durch die kirchlichen Autoritäten, die wir oben kennen gelernt haben, dem evangelischen Deutschen bestritten. Es wird ihm ins konfessionelle Gewissen geschoben, daß er Hindenburg zu wählen habe und nicht Marx. Für die Freiheit der politischen Entscheidung unserer evangelischen Mitbürger sind wir öffentlich eingetreten.

Wir haben das nicht tun können ohne Vorführung von Gründen. Aber wir haben uns zu unserm öffentlichen Auftreten sicher ein Jedes nur entschlossen, weil die Freiheit der politischen Entscheidung durch konfessionelle Voreingenommenheit und sie bestärkende Agitation gefährdet war.

Keiner von uns verkennt die Schwere der konfessionellen Gegensätze auch in unsrer Zeit. Man lese doch Hermelinks „Katholizismus und Protestantismus in der Gegenwart". Und wenn man es schon gelesen hat, so vergesse man es dem Verfasser nicht. Man vergesse aber auch nicht, was darin steht. Was hat es dann für einen Sinn, wenn Gauger mir nachredet:

> Dieser Herausgeber der Christlichen Welt findet, daß der Protestantismus und die evangelische Kirche nicht im geringsten ernstlich bedroht sei durch Rom!

Habe ich nicht vor vierzig Jahren den Evangelischen Bund mit gegründet? Protestantismus und evangelische Kirche sind immer durch Rom bedroht. Es fragt sich nur, wo und worin diese Gefährdung eigentlich liegt, und wie ihr am besten zu begegnen ist. In diesem Falle: ob dadurch, daß man Hindenburg zum Präsidenten wählte.

Noch am 15. April habe ich mit Hermelink und Andern zusammen wider das kommende deutsche oder preußische Konkordat gestritten: vgl. Nr. 18/19 Sp. 421. Ich bin der Meinung, daß wir das Konkordat unter Hindenburg leichter haben werden als unter Marx.

Es fällt mir nicht ein, die Gefahren, die heute von der wachsenden Macht der römischen Kirche drohen, gering zu achten. Aber einesteils werden sie übertrieben. Als man mir in einer evangelischen Stadt über die großen Fortschritte klagte, die der Katholizismus in ihren Mauern mache, und ich nun Greifbares darüber wissen wollte, blieb man mir nachgerade jede Antwort schuldig. Umgekehrt, wer von uns denkt denn daran, die Wacht gegen Rom aufzugeben und unser Volk an die römische Propaganda zu verkaufen? Aber, wie ich in der Frankfurter Zeitung schrieb: „Alles hat seine Zeit." Wenn uns ein katholischer Präsident präsentiert wird und er ist ein bewährter Staatsmann, der uns eine ruhige stetige Entwicklung unsers republikanischen Staatswesens im Innern verbürgt und unser Vertrauen bei den Völkern mehrt: warum soll man ihn nicht wählen?

Unsre Katholiken sind nicht Deutsche zweiter Klasse Sie haben nicht nur im Kriegsdienst ihre Schuldigkeit getan, wie die Andern. Sie haben auch im Kampfe der Geister damals ihren Mann gestanden; ich erinnere an das Werk: „Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg", das 1915 von Freiburg ausging. Herausgeber war derselbe Professor Pfeilschifter, der jetzt an der Spitze der Deutschen Akademie in München steht.

Es sind auch Zentrumsleute, die da mitgearbeitet haben. Sogar Jesuiten!

Denn, heißt es, einen Katholiken hätten wir wohl wählen können, aber keinen Zentrumsmann. Fast wörtlich übereinstimmend Gauger und Kübel: es sei durch die Kandidatur Marx „uns die Preisgabe der protestantischen Kultur zugemutet" worden. Sitzt die protestantische Kultur so locker? Da habe ich allerdings eine bessere Meinung von ihr. — Vom Zentrum aber mag demnächst hier eine andre Feder Weiteres sagen. Es hätte niemals diese Vormacht in unsrer jungen Republik erlangen können, wenn die protestantischen Mächte im Land, die evangelischen Kirchen samt ihren Getreuen, sich anders zu dieser gestellt hätten. Aber sie war ihnen „der religionslose Staat". Und die Folge? daß sie sich der Arbeit an ihm und des Einflusses auf ihn begaben. So ist es noch heute, und heute erst recht. Und da wundern sich dann dieselben Leute, daß die republikanischen Parteien sich auf einen frommen Katholiken einigen!

Gaben wir Theologen damit ein Ärgernis, daß wir die Bahn für Marx nach Kräften freihielten, so offenbar darum, weil wir uns vor dem Katholizismus nicht fürchteten, weil wir unsern katholischen Brüdern die volle bürgerliche Gleichberechtigung zusprachen, weil wir die Freiheit der politischen Stellungnahme jedem deutschen Staatsbürger erhalten wissen wollen. Häufen wir damit „Schmach" auf unsre Kirche, geben wir andern Theologen, die uns nahe stehn, ein „Ärgernis", so können wir das nicht ändern. Unser Begriff von „Glaubensehre" ist dann ein andrer.

Ich habe niemals Wert darauf gelegt, ein „liberaler" Theologe zu heißen. Ich habe aber den Namen auch nicht gemieden. Recht verstanden ist er doch schön. Dann sagt er doch vor allem, daß wir uns freihalten wollen von allen falschen Voraussetzungen, von Voreingenommenheiten und Vorurteilen. Ich glaube, daß unser „kirchentreues Volk" in dieser Hinsicht noch sehr viel von uns lernen kann, damit es mündig werde und die Verantwortung, die der heutige Staat einem jeden seiner Bürger zumutet, rechtschaffen handhabe.

Unser Auftreten ist auch nicht umsonst gewesen. Wenn wir nur geholfen haben, die Mehrheit für Hindenburg zu verringern, so hat das den Erfolg gehabt, daß nun die Wahl dieses Mannes von der Welt nicht gedeutet werden kann als Ausdruck des Gesamtwillens der Deutschen zu einer kriegsträchtigen Politik nach außen und einer entschlossenen Reaktion im Innern. Mag sich unser Volk freuen, seinen besten Mann an der Spitze zu wissen: die Stetigkeit unsrer staatlichen Entwicklung ist damit gesichert, daß die Parteien, die hinter ihm stehen, die Mehrheit der Stimmen überhaupt nicht gewonnen haben, daß im Gegenteil trotz der ungeheuern Beliebtheit Hinden-

burgs sein Gegner und dessen besonnenes staatsmännisches Programm einen fast ebenso großen Anhang um sich gesammelt hat. Die Bedeutung einer Wahl erschöpft sich nicht im Effekt.

5

Damit genug des Politischen. Wenden wir uns noch eine Weile dem Kirchlichen zu.

Kirchliche Organe haben sich, wie wir sehen, in eine merkwürdige politische Aktivität hinüberbegeben. Auch Professoren der Theologie sind kirchliche Organe. Wenn nun Vorwürfe herüber- und hinüberfliegen — was ist davon zu halten?

Ich kann nur meinen, unsern Standpunkt vertreten. Wir sind Gegner davon, daß Pfarrer auf der Kanzel und sonst von Amts wegen Parteipolitik treiben. Wir meinen, daß sie das um der Gemeinde willen besser unterlassen. Ist nun trotzdem ein Pfarrer so politisch lebendig, daß er es nicht lassen kann, und er tut es mit Charakter und Takt, so wird das der Kirche auch noch keinen Schaden tun.

Kirchgemeinderäte, Synoden, Kirchenregierungen sind auch nicht dazu da, Parteipolitik zu treiben. Sie sollen dem Ganzen der Gemeinde dienen, und dazu gehört, daß sie dem einzelnen Gemeindegliede keinen unnötigen Anstoß dadurch bieten, daß sie Dinge treiben, die sie von Berufs wegen nichts angehn.

Solche politische Neutralität wird den kirchlichen Personen schwer, die ihrerseits meinen, rein nationale Interessen zu vertreten, wo es sich tatsächlich um einseitig politische handelt. Und sie wird ihnen vollends schwer, wenn sie meinen, daß eigens religiös-kirchliche Interessen durch politische Entscheidungen gefährdet sind. Die Mehrheit unsrer Evangelisch-Kirchlichen ist aber heute so eingestellt, daß sie das Politische und das Nationale nicht mehr zu unterscheiden vermag. Und am 26. April ist Vielen auch das Unterscheidungsvermögen zwischen national und konfessionell-kirchlich verloren gegangen.

Wenn Professoren der Theologie eine solche Verwirrung der Geister wahrnehmen, ist es nicht nur ihr Recht, sondern ihre Pflicht, öffentlich dagegen aufzutreten. Ganz gleich ob sie damit etlichen ein Ärgernis geben. Sie haben zu bekennen (profiteri) und ihre Meinung zu sagen. Das gehört zu ihrem Amt. Sind sie irriger Meinung, so haben sie zu gewärtigen, daß man sie davon überführt.

Hier ist viel mehr Ursache, sich auf Luthers Wort in Worms zu berufen, als wenn, wie von Mannheim aus geschehen, amtliche Organe ihr Ansehn mißbrauchen, um die Gewissen der Gemeindeglieder in ihrer freien Entschließung zu bedrücken.

Was nun uns an die Öffentlichkeit getrieben hat, war 1. jene verhängnisvolle Vermischung von Religion und Politik, die da aus religiösen Gründen dem Staatsbürger wehrte, zu wählen, wen er aus politischen Gründen wollte.

Es war 2. die Einsicht, daß man übereilt die Auseinandersetzung mit unsern katholischen Volksgenossen, die von Glaubens wegen niemals ruht, an einem falschen Punkte aufnahm. Es bedeutete keine konfessionelle Niederlage, wenn wir einen bewährten Staatsmann, der unser Reichskanzler gewesen ist, auf sieben Jahre zum Staatspräsidenten machten, trotzdem daß er katholisch war. Im Gegenteil, das konnte dazu helfen, die konfessionelle Auseinandersetzung, die — ich wiederhole es — niemals ruhen kann, in rechten Bahnen zu erhalten. Der alte Zwiespalt zwischen Evangelisch und Katholisch, der seit Jahrhunderten unser Volk zerreißt und hemmt, kann nimmermehr ignoriert werden, aber er darf nicht nach einer Methode geführt werden, die unsre katholischen Volksgenossen zu Staatsbürgern zweiter Klasse macht.

Es ist vielmehr 3. jedem evangelischen Christen möglich und wohlanständig, die Verdienste anzuerkennen, die der im Zentrum organisierte deutsche Katholizismus um die bisherige Entfaltung und Sicherung unsers jungen republikanischen Staatswesens hat. Mehr wie einmal sind Kräfte von dort her lebendig gewesen, um uns aus allerlei Verlegenheit und Not zu helfen, chaotische Zustände abzuwehren.

Zu diesen Verdiensten zählen wir 4., daß es zu einer Spaltung unsers Volkes in Bürgertum und Arbeiterschaft nicht gekommen ist. Hier wird unser kirchlich-soziales Bewußtsein lebendig. Haben wir von unsern Altvätern her die konfessionelle Spaltung, so von den Vätern her die soziale. Beide zusammen, wenn sie unüberbrückbar werden — ist zu viel für unser Volk. Hier, im Sozial-Ethischen, steht die Kirche vor ihrem unmittelbaren Beruf, die evangelische wie die katholische. Versäumnisse, Fehler, kaum wieder gut zu machende, liegen hinter uns. Müssen wir neue machen? Die deutsche Arbeiterschaft hatte sich für Wilhelm Marx entschieden. Was republikanisch fühlte, im Bürger- und Arbeiterstande, war einig in seiner Kandidatur. Mußte nun ausgerechnet die evangelische Kirche nicht nur mit ihren Sympathien, nein auch mit Kundgebungen und starker Agitation von Mensch zu Mensch auf die andre Seite treten? Wieviel ist doch von der geringen Fühlung, welche die evangelische Kirche noch mit der Arbeiterschaft hat, in diesem letzten Wahlkampf wieder verloren gegangen *)!

Aber es handelt sich 5. auch um das demokratische Bürgertum. Soll es heimatlos werden in unsern Kirchen? Zu einer Austrittsbewegung mag es in diesen Kreisen nicht so leicht kommen. Aber die Befremdung und Entfremdung nimmt zu. Es wird Geistliche geben, die darüber achselzuckend hinwegsehen: Was ist an diesen Leuten verloren! Unsereiner weiß es besser. Es sind wertvolle Seelen, die bereits heute das Gefühl haben, daß die Kirche sie nicht mehr haben will, für sie nicht da ist. Die Kirche begegnet ihnen wie eine deutsch-nationale Sekte, nicht wie eine Alle umfassende nationale Volkskirche.

*) Professor Mulert in Kiel schreibt (am Tage der Wahl) in Nr. 17 der schleswig-holsteinischen „Landeskirche" unter Anderem: „Und das ist überhaupt der Angelpunkt unserer innerpolitischen Lage, der tatsächliche Hauptstreitpunkt auch unter uns bewußten Protestanten: unsere Stellung zur sozialistischen Arbeiterschaft. Zwar kann kein evangelischer Christ verkennen, wie fremd die sozialdemokratische Partei im ganzen auch heute allem Religiösen gegenübersteht, wie unverständig Vieles in ihrer Schulpolitik ist. Dennoch halte ich für das größte innerpolitische Unglück, das uns treffen könnte, die abermalige Scheidung unseres Volkes unter dem Rufe: Hie Bürgertum, hie sozialistische Arbeiterschaft! Was wir in den letzten Jahren wirtschaftlich erlebt haben, ist dies: der Mittelstand (abgesehen vom landwirtschaftlich tätigen) hat sein Vermögen fast restlos verloren; unser Volksvermögen ist zum größten Teil in die Hände der Großindustrie (und des Großgrundbesitzes) übergegangen. Dieselben schwerindustriellen Kreise aber, die in der Inflationszeit ihr Vermögen vervielfältigten, haben während der letzten Jahre in einem früher uns Deutschen unbekannten, wahrhaft amerikanischen Maße Zeitungen aufgekauft. Für die Diener des öffentlichen Gewissens in unserem Volke gibt es kaum eine ernstere Sorge als die, wie sehr man mit dem Geld den Geist zu kaufen vermocht hat. Unzählige wohlmeinende, an sich sozial interessierte evangelische Christen erfahren jetzt durch die Presse, die sie lesen, jahraus, jahrein nichts mehr von alledem, was gegen die Politik des Kapitals spricht, das hinter diesen Zeitungen steht. Sie werden so immer blinder für die wirkliche innere Lage unseres Volkes. Und weil ich diese Gefahr als riesengroß ansehe, deswegen ist es meine Pflicht, gegen die Kandidaturen zu kämpfen, die von jenen großkapitalistischen Kreisen gefördert werden. Das war die von Jarres, das ist die von Hindenburg. Fragt mich jemand: Wie kannst du als evangelischer Theologe den Vertreter des Papstes wählen?, so muß ich die Gegenfrage stellen: Kannst du als evangelischer Christ den Vertreter des Mammons wählen? Daß der ehrwürdige Feldmarschall das nimmermehr sein will, glaube auch ich. Aber wird er, der Politik sein Leben hindurch fremd, sich der Macht jener kapitalistischen Kreise über die Parteien entziehen können, die ihn aufgestellt haben? Daß wir einen sozial interessierten evangelischen Christen wie den Reichsgerichtspräsidenten Simons lieber gewählt hätten als Marx, das wird man uns wohl zutrauen; seine Kandidatur stieß aber auf Widerspruch der Rechten. Die sozialen Motive des Christentums finden tatsächlich heute in Deutschland ihre stärkere Vertretung beim katholischen Volksteil. Ich bedaure das lebhaft; schuld daran sind aber diejenigen Kreise unserer Kirche, bei denen die sozialen Gedanken des Christentums allzusehr in Vergessenheit geraten sind."

Unter diesen Umständen treibt uns geradezu ein kirchlich-seelsorgerisches Empfinden zu unsrer Haltung. Wir sind froh, daß unsre politische Überzeugung uns gestattet, hier unsern republikanisch gesinnten deutschen Brüdern auf der einen Seite und unsrer evangelischen Kirche auf der andern einen Dienst zu tun, den eben nur wir tun können, aber eben darum auch tun müssen. Zuweilen finden wir unter den politisch anders gerichteten Kirchenleuten solche, die das begreifen und begrüßen. Über der Liebe zu Hindenburg ist dieses Vermögen offenbar etlichen abhanden gekommen. Als guter Professor aber sagt man getrost sein Sprüchlein weiter, in der Zuversicht, daß ruhige Einsicht in die Dinge schließlich über alle leidenschaftliche Erregung doch siegreich bleiben muß.

Mit irgendwelchem theologischen „Liberalismus" oder „Neuprotestantismus" hat nun aber unsre Haltung gar nichts zu tun. Wenn nicht in dem Sinne, daß wir gewisse Probleme früher sehn als Andre und unsre Haut schon dafür zu Markte tragen, wenn es noch gefährlich ist. Das mag dann in Gottes Namen so bleiben.

Marburg, 1. 5. 25 Martin Rade

Zur Reichspräsidentenwahl

Offener Brief an [illegible] im Oktober

Hochverehrter Freund!

Der Kampf um den Stuhl des Reichspräsidenten ist vorüber, das demokratische Prinzip hat sich zu Gunsten Hindenburgs ausgewirkt. Sie befürchten von diesem Ausgang der Wahl vermutlich das Schlimmste für unser Volk: ich begrüße ihn unter anderm deshalb, weil er nach meiner Überzeugung die „Christliche Welt" vor der schwersten Krisis, ja den Kreis der „Christlichen Welt" vor dem Zerfall bewahrt hat. Sie waren mit Harnack, Baumgarten und andern führenden Persönlichkeiten unsres Kreises leidenschaftlich für Marx, den Kandidaten des Zentrums, eingetreten. Das war Ihre Privatsache und hat mit der „Christlichen Welt" an sich nichts zu tun; aber bei Männern, die im öffentlichen Leben stehen, läßt sich zwischen den verschiedenen Zweigen ihrer Tätigkeit nur schwer scheiden. Was der Politiker Rade verfehlt, wird immer irgendwie auch dem Theologen, Literaten und Kirchenmann Rade zur Last fallen; und nicht nur ihm persönlich, sondern auch seinem Blatt und seinem ganzen Kreis. Hätte Marx gesiegt, hätte Ihr Votum und das Ihrer Gesinnungsgenossen den Sieg irgendwie mit verschuldet gehabt, dann wäre die Lage für unsern Kreis unerträglich geworden. Nur weil Gott Ihren „bösen Rat und Willen" gehindert hat, ist uns der Schritt erspart, den wir im andern Fall aus innerem Zwang hätten tun müssen. Nach der schweren Last, die uns Ihre Politik alle die Jahre her auferlegt hat, war das Maß voll, wenn der Vorspann liberaler Theologen den Siegeswagen des Zentrums ans Ziel geführt hätte. Das Ziel ist nicht erreicht, der Mißerfolg billigt Ihnen mildernde Umstände zu. Aber ich bitte, ich beschwöre Sie: setzen Sie uns nicht nochmals solchen Proben aus. Wir können, dürfen und wollen sonst die Gemeinschaft nicht länger pflegen.

Sie wissen von mir, hochverehrter Freund, daß ich nicht zu den einseitigen Politikern gehöre. Ich habe, abgesehen vom letzten Kriegsjahr, am politischen Leben kaum jemals tätigen Anteil genommen. Ich beschränke mich, trotz lebhaften politischen Interesses, doch in der Hauptsache darauf, die Ereignisse und Entwicklungen zu beobachten. Wenn ich urteile, suche ich stets auch der Meinung, die ich nicht teile, gerecht zu werden. Sie haben mir darob selbst kürzlich eine gute Zensur erteilt. Ich habe es im alten Staat für ein Unglück gehalten, daß sich die kirchlichen Kreise des Ostens so ganz mit der konservativen Partei verbunden hatten. Ich betrachte es für ein Verhängnis, wenn sie heute mit der deutsch-nationalen Partei, der ich selber angehöre, auf Gedeih und Verderb vermählt sind, und habe Ihnen gelegentlich meine Feder zum Kampf gegen diese unheilvolle Verquickung angeboten. Ich gehe so weit, daß ich den Eintritt evangelischer Theologen in die sozialdemokratische Partei, wenn er aus Gewissensgründen geschieht, in weitem Umfang wünsche; denn nur auf diesem Weg halte ich es für möglich, die Sozialdemokratie für die Kirche zu gewinnen und dadurch unsre politische Lage zur Gesundung zurückzuführen, unsrer evangelischen Kirche, die jetzt zwischen den schwarzen und roten Mühlsteinen zerrieben wird, den Einfluß auf das öffentliche Leben wieder zu verschaffen. Ich stehe für das Gesamtgebiet des sozialen Lebens der politischen Linken näher als der Rechten. Ich habe Ihnen schließlich sogar, als wir uns über die bevorstehende Präsidentenwahl besprachen, freimütig erklärt, daß eine Kandidatur Hellpach oder Geßler für mich tragbar gewesen wäre. Kurz, ich glaube, dem politischen Leben so sachlich, so objektiv gegenüberzustehen, als das uns kurzsichtigen und fehlsamen Menschen nur möglich ist.

Aber ein evangelischer Theologe, ein „liberaler" Theologe, der zu einer Zeit, da das Zentrum, die politische Vertretung Roms, ohnedies unser gesamtes öffentliches Leben beherrscht, freiwillig mithilft, um jenes Zentrum auch noch auf den Gipfel seiner Macht zu heben, ist für mich eine unvollziehbare Vorstellung. Nicht aus politischen Gründen, sondern wegen meiner evangelischen Kirche und unsrer protestantischen Kultur. Die Losung war, religiös, kirchlich angesehen, nicht „Für Hindenburg!" sondern „Gegen Marx!" Das war in der Wirkung dasselbe, aber die Begründung war verschieden. „Für Hindenburg!" das hat Ihnen Niemand zugemutet; aber „Gegen Marx!" das konnte und mußte man erwarten. Wenn aber auch dies nicht, dann mußten Sie wenigstens das Eine, das Letzte tun und schweigen. Statt dessen haben Sie und Ihre Gesinnungsgenossen der Presse, der Sie selbst ein sonderliches Verständnis für unsre evangelische Kirche kaum zusprechen werden, die Möglichkeit verschafft, Tag für Tag aus der Feder evangelischer Theologen einen neuen Artikel für Marx zu bringen, und haben in förmlichem Aufruf mit Ihrer Unterschrift dem evangelischen Volk zugemutet, den gefährlichsten Vorkämpfer seines Todfeindes an die Spitze des deutschen Reiches zu stellen.

Die Gründe, die Sie dazu bestimmt haben, mögen gewesen sein, wie sie wollen: diesen Schritt durften Sie nicht tun. Ahnen Sie denn nichts davon, wie stark Sie damit in den Augen der evangelischen Schicht, die noch einen Funken von kirchlichem Bewußtsein besitzt, Ihren guten Namen bloßgestellt haben? Nichts davon, daß unser Kirchenvolk in diesem Schritt nur einen Verrat am Protestantismus erblicken konnte? Nichts davon, wie furchtbar Sie uns durch diese Losung selbst den rein kirchlichen Kampf gegen Rom erschwert haben? Nichts davon, daß man ganz unmöglich künftighin Männer noch ernst nehmen kann, die Nachmittags Resolutionen gegen das bayrische Konkordat fassen und Abends für einen Mann eintreten, der Willens ist, dasselbe Konkordat dem ganzen deutschen Reich aufzunötigen? Haben Sie denn kein Mitleid mit unsrer ohnedies zerrissenen und ratlosen kirchlichen Schicht, die durch die Zumutung, einen Marx zu wählen, förmlich in den Abgrund der Zerrissenheit und Ratlosigkeit hinabgestoßen wurde?

Schließlich: ahnen Sie nichts von dem Mißkredit, in den Sie und Ihre Gesinnungsgenossen je länger, je schärfer unsre „liberale" Theologie bringen? Sie bekommen freilich eine gute Note bei Parteien und Kreisen, die die Interessen der Kirche wenig kümmern. Aber unsre kirchlichen Kreise waren von ihren Theologen und Pfarrern seit Jahrhunderten so erzogen, daß die Verteidigung des irdischen Vaterlandes, die Treue zur überkommenen Obrigkeit, die Ablehnung Roms zu den obersten Pflichten eines evangelischen Christen gehört. Und nun müssen sie seit

zehn Jahren erleben, wie rasch sich eine Anzahl führende „liberale" Theologen umgestellt haben und Pazifisten, Republikaner und nun noch Bahnbrecher Roms geworden sind! Selbst wenn Sie und die andern Freunde Recht hätten — unser Kirchenvolk k a n n seine Gedanken und seine Treue nicht so rasch umstellen, kann und will Ihnen nicht folgen, lehnt Ihre Politik ab, mit Ihrer Politik aber auch Ihre Theologie und Sie selbst, zuletzt aber nicht nur Sie und Ihre Theologie, sondern damit auch uns, die derselben Theologie verpflichtet sind, und läßt jetzt keine andere Wahl mehr, als daß entweder Sie und Ihre Freunde in Ihrer Politik endlich Rücksicht auf unsre kirchlichen Kreise nehmen oder daß wir mit Ihnen brechen. Sie glauben mir es vermutlich nicht, aber es ist wirklich so: die politische Haltung der „Christlichen Welt" und eines Teils ihrer führenden Geister hat in den Kreisen, die auch nach Ihrer Überzeugung die wertvolleren kirchlichen Potenzen in sich schließen, der ganzen freieren Theologie furchtbar Abbruch getan; so stark, daß unsereins, um das Vertrauen seiner Gemeinde zu behalten, die Last, zum Kreis der „Christlichen Welt" zu gehören, nicht mehr tragen kann, zur Trennung von dem Kreis, dem er nach seiner ganzen theologischen Vergangenheit angehört, genötigt wird und diese Trennung selbst um den Preis der theologischen Isolierung auf sich nimmt. Unser guter Name, unser ethisches Bewußtsein und die Rücksicht auf den kirchlich bestimmten Teil unsres evangelischen Volkes, zumal unsrer Gemeinden, zwingt uns zu diesem Schritt.

Hochverehrter Freund, lassen Sie endlich des grausamen Spiels genug sein und geben Sie uns die Zusicherung, daß Sie fortan auf die Communis opinio unsres Kirchenvolks, auf uns i n der Kirche, mehr Rücksicht nehmen als auf die Außenwelt. Nehmen Sie endlich auf uns Schwache die Rücksicht der Liebe, ohne die es keine Christlichkeit und keine Gemeinschaft gibt.

Mit herzlichem Gruß

Ihr J o h a n n e s K ü b e l

Frankfurt a. M., 2. Mai 1925.

8. Mai 1925.

Verehrter Freund!

Meine Antwort habe ich in dem obigen Artikel vom 1. Mai schon vorweggenommen, und doch dürfen Sie nun noch Weiteres von mir erwarten.

Ich sehe, daß Sie meine Haltung aus zwei Gründen beanstanden:

1. aus Sorge vor der römischen Gefahr,
2. aus Rücksicht auf die Stimmung der Gemeinde.

Ich glaube, daß diese einfachen Gedankengänge dem Ernst und der Kompliziertheit der Lage nicht gerecht werden.

Aber ich möchte mich nicht weiter äußern, ehe ich mich mit den evangelischen Theologen verständigt habe, die Ihrem Urteil nach mit mir in gleicher Verdammnis sind*).

Ihr R a d e

Das Drama des Auslandes

Die deutschen Theater nach dem Kriege 5

D i e n o r d i s c h e n D r a m a t i k e r — S t r i n d b e r g

Daß das lebende deutsche Drama in seinen Anfängen ganz unter dem Einflusse des Auslandes stand, und bis heute trotz der Behinderung durch die Nachkriegszeit immer Einflüsse vom Ausland aufgenommen hat, ist wohl allgemein bekannt. Nicht nur, daß der späte Ibsen aus einem Naturalisten zum subjektiven Bekenntnisdichter wird; nein, sein heute viel lebendigerer, als Gesamterscheinung aber doch viel weniger bedeutender Rivale Strindberg bietet in seinem Gesamtwerk eine Rekapitulation der gesamten dramatischen Entwicklung vom Naturalismus bis zum Expressionismus. Dieser Umstand gerade hat ihm auch mit unglaublich schwachen und senilen Werken noch einen Bühnenerfolg verschafft, neben der anderen Tatsache, daß unsere Theaterdirektoren immer nach Stückeschreibern auf der Suche sind, die sie reihenweise, Stück nach Stück, aufführen können. Aus diesen beiden Ursachen kam die große Strindberg-Mode am Kriegsende und in der ersten Nachkriegszeit zustande, die erst heute abgelaufen ist.

In der Tat hat uns Strindberg heute kaum mehr so viel zu sagen, wie mancher weniger gespielte deutsche Dramatiker. Die peinlich mutige, weil haßgeschärfte Einzelbeobachtung aus dem seelischen und physiologischen Verhältnis der Geschlechter, die er nicht zuerst, aber am rücksichtslosesten und, wenn man so will, menschlichsten und unbefangensten auf die Bühne brachte, hat zweifellos einmal Bedeutung gehabt — gegenüber jener verlogenen „moralischen Romantik", die mit dem ersten Brautkuß alles erledigt und das irdische Glück garantiert glaubte. Auch heute kann es bisweilen noch gut sein, sich von der Bühne her an die peinliche Tatsache erinnern zu lassen, daß dem meist nicht so ist. Aber Strindbergs Grundmangel ist der Mangel fast aller modernen Dramatiker. Er zeigt nur „Fragen" (die manchmal gar keine sind) und gibt niemals Antworten. Nur einzelne Stücke und später nur noch einzelne Szenen von tatsächlichem Mut und wirklicher seelischer Gewalt täuschen darüber hinweg, daß hier kein ruhig weltumfassender Gestalter um den Menschen seiner Dichtung bemüht ist, sondern daß ein haßerfüllter und nicht selten kläglicher Monomane seine Voreingenommenheit und Schwäche austobt. Strindberg ist eigentlich gar kein einzelner Dichter; er ist ein literarhistorischer Anschauungsunterricht; und gerade bei ihm sollten Theaterdirektoren, Kritiker und Leser aufs schärfste den wenigen Weizen von der Überfülle der Spreu sondern. Besonders daß er zuletzt eine Art „religiöser Stimmung" über zum Teil idiotische Szenen auszubreiten versuchte, dürfte ihm nicht, wie es heute leider vielfach geschieht, als mildernder Umstand oder gar als Gewähr einer besonderen Innerlichkeit und Größe angerechnet werden. Denn diese sogenannte religiöse Stimmung ist nur Erzeugnis seiner Hilflosigkeit und Angst. Vielleicht kommt sie gerade deshalb Stimmungen unserer Tage so sehr entgegen. Aber das sollte nicht darüber täuschen, daß wir auf dem Wege dieser religiösen Stimmung der religiösen Verbundenheit und Gebundenheit, die unsere Sehnsucht ist, nicht näherkommen, ihr eher ferner rücken. Hier steht viel Wichtigeres in Gefahr, als die Sache des Dramas und der Bühne. Die mit äußeren Mitteln und innerer Hilflosigkeit erzeugte religiöse Stimmung unserer Tage, die ja sehr weit verbreitet ist, bildet vielleicht ein Haupthindernis, weshalb wir zu wirklicher Frömmigkeit so selten kommen. Denn Frömmigkeit ist in ihrem Beginn Entscheidung und Gnade; religiöse Stimmung aber, die ihre innere Hilflosigkeit mit den Mitteln der Kunst zu verdecken versucht, und sich befriedigt fühlt, weil sie sich der Erlösungsgewalt Gottes wenigstens von außen her genähert zu haben glaubt — diese religiöse Stimmung ist vorschnelle Befriedigung und daher ewige Unentschiedenheit, die uns zur Frömmigkeit nicht kommen läßt. Das ist der Fall Strindbergs und seiner Bewunderer: aber durchaus nicht nur ihr Fall. Es ist ja nur allzu bezeichnend für das „Religiöseln" unserer Tage, daß in Dichtung und Weltweisheit die großen Worte „Gott" und „Religion" mit solcher Wollust hervorgezerrt werden, daß im Dezemberheft 1924 des Hochland Dr. Friedrich Fuchs mit vollem Recht einen nicht kleinen Teil unserer „religiösen" Dichter an das zweite Gebot mahnen konnte; während anderseits das viel engere Wort „Frömmigkeit" weder in der Poesie noch in der Philosophie Auf-

*) Man lese inzwischen in Frankfurter Zeitung 358 B a u m g a r t e n s Antwort auf Professor R e i n s Artikel in 174 der Täglichen Rundschau.

erstehung feiert. Im Gegenteil, immer noch sind tiefsinnige Betrachtungen darüber möglich, daß wir für „Religion" kein deutsches Wort hätten. Nun ist klar, daß „Frömmigkeit" keine Übersetzung für den Begriff „Religion" ist; wenn aber scheu an der Erkenntnis vorübergegangen wird, daß das deutsche Wort das Lebendigwerden der Religion enthält, nach dem wir so sehr schreien, so deutet schon dieser eine Umstand auf die Fragwürdigkeit unserer religiösen Sehnsüchte. In dem einfacheren Wort Frömmigkeit spürt eben noch der Intellektuellste eine feste innere Verbindung und Verpflichtung, welcher er sich bei den großen Worten Gott und Religion leicht durch die Flucht in eine verpflichtungslose religiöse Stimmung entziehen kann. Die äußere Bedeutung und Breite von Strindbergs Werk mag es rechtfertigen, daß hier einmal sein — und nicht nur sein — tiefster Mangel aufgedeckt wird.

George Bernard Shaw

Ganz von der anderen Seite, vom kritischen Rationalismus her, kommt der berühmteste Stückeschreiber unserer Tage, George Bernard Shaw. Seine „Heilige Johanna" war für die Meisten wohl eine Überraschung. Sie haben erst bei dieser Gelegenheit entdeckt, daß der anscheinend so höhnische Skeptiker und Kritiker, den sie bisher als wüsten Paradoxenhelden ansahen, ein Mann mit einem großen und mutigen Herzen ist.

Und doch ist die Heilige Johanna weder Shaws erstes Stück, in dem der Glaube im Mittelpunkt steht, noch ist sie sein bestes. Schon jahrlang liegen auch in deutscher Ausgabe die beiden großen Bände „Stücke für Puritaner" und „Komödie des Glaubens" vor. Vielleicht veranlaßt die Heilige Johanna manchen Protestanten, sie mit nachdenkendem Ernst zu lesen. Shaw auf dem deutschen Theater anzusehen, ist in 99 von 100 Fällen nicht zu empfehlen*); unsere Theaterdirektoren ringen sich schwer von dem Vorurteil los, daß dieser bühnenwirksamste, aber auch unbedingteste der heutigen Stückeschreiber ein literarischer Clown sei. Shaws innere Wirkung in Deutschland beginnt erst — trotz aller bisherigen Erfolge.

Und diese Wirkung wird vielleicht größer sein, als die irgendeines anderen heutigen Dramatikers, trotzdem Shaw gar kein Dichter und Menschenbeschwörer, sondern Kritiker ist. Er ist „Dichter", wie Lessing „Dichter" war. Auch er geht zunächst ganz kühl von der Verstandesseite, ja sogar von der Bühnenseite an seine Stoffe heran; er fast allein unter den heutigen ernsten Stückeschreibern verschmäht es nicht, ganz bewußt der Bühne zu geben, was der Bühne ist. Aber es ist wunderlich, und für den Verstehenden manchmal unheimlich, wie tief er dabei ins seelische Bereich hinabkommt.

Denn Shaw, der intelligente, ungeniale Mann mit dem tapferen Herzen, hat wirklich in seiner Weise fertiggebracht, was den dramatischen Dichtern, die an Kraft der unmittelbaren Menschenbeschwörung aus dem Herzen weit über ihm stehen, bislang fast unerreichbar und nur sehnsüchtiges Ziel blieb. Shaw hat es gewagt, den neuen, freien, nur durch sein Gewissen, nicht mehr durch die Satzung, gebundenen Menschen, der fast überall sonst Plakat bleibt, tatsächlich auf zwei Beine zu stellen und lebendig über die Bühne gehen zu lassen. Aber seine Menschen stehen nicht mehr wie Schnitzlers und Wedekinds außerhalb der Gesellschaft, im Gegenteil, die ordnen sich ihr bei aller skeptischen Überlegenheit völlig ein, so daß sie Ansatzpunkte einer neuen Ordnung werden können, nicht nur anklagende und wehklagende Protagonisten bleiben.

Die Leser der Christlichen Welt mögen sich vor allem durch Shaws religiöse Stücke angezogen fühlen. Da ist das Melodram „Der Teufelsschüler", in dem ein junger Mensch, abgestoßen durch eine düstere und verlogen puritanische Kirchlichkeit, seine Seele dem Teufel und der unbedingten moralischen Freiheit verschreibt — und dann doch, als seine große Stunde kommt, den Kopf freiwillig für einen Anderen in die Schlinge steckt, weil er Gott, den Glauben und den Menschen in sich nicht töten konnte. Da ist Blanco Posnet der gemeine Pferdedieb, der dasselbe tut. Da sind die fröhlichen Christen Androclus und Lavinia, die es verschmähen, durch ein im Grunde feiges Märtyrertum, wie ihr Mitchrist Spintho, in den Himmel zu kommen. Da ist, mächtiger als sie alle, Johanna, die erste protestantische Heilige, wie Shaw sie nennt und ihre Vorläuferin Barbara Undershaft, der tapfere Major der Heilsarmee, die an ihrem kleineren Teile auf jede Gefahr hin und in der Praxis des Lebens, wie es wirklich ist, helfen will, Gottes Reich auf dieser Erde zu verwirklichen. Und da ist, der größte von ihnen allen vielleicht, der übermenschliche Heide Cäsar, der doch ganz Mensch bleibt und dem das Wissen um die vanitas vanitatum dieser Erde Freiheit und leichte fröhlich-gütige Kraft des Vollbringens gibt.

Jedes dieser Dramen leistet in seiner Weise trotz vieler einzelner Mängel das Höchste, was Theaterstücke leisten können: dem Zuschauer am lebendigen Menschen vorzuleben, wie der Mensch beschaffen sein und wie er handeln soll. Leistet es, gleichviel ob man Shaw zustimmt, oder scharf ablehnt. Denn auch, ja gerade in letzterem Fall, treibt er uns vorwärts zur inneren menschlichen Entscheidung. Dieser unfromme Mann wagt, was die religiösen Dichter von Profession leider fast nie wagen: von seinem Glauben bestimmtes Zeugnis abzulegen und uns die Handlungen und Entscheidungen dieses Glaubens vorleben zu lassen. Und es handelt sich bei Shaw selbst dann noch um unsere Fragen, um unsere menschliche Beschaffenheit, wenn wir auf das Allerbestimmteste uns vorsehn, daß wir anders, möglicherweise gerade entgegengesetzt handeln wollen.

Pasing Carl Christian Bry

*) Verfasser meint nicht das „Deutsche Theater" in Berlin: die dortige Aufführung ist schon zu empfehlen! D H

Otto Herpel †

Am Gründonnerstag Vormittag wurde auf dem Waldfriedhof in Oberrad der Offenbacher Studienrat Lic. Otto Herpel beerdigt, den erst 39jährig eine kurze Krankheit, deren Verlauf so rasch war, daß auch seine Freunde von der Gefahr nichts wußten, aus einer weit verzweigten Arbeit gerissen hatte. Die lange Reihe derer, die an seinem Grabe sprachen, zeigt am besten, in wieviele Lebenskreise seine Wirksamkeit hineinreichte, wieviele an ihm einen Freund, Kameraden, Mitstreiter, Lehrer und Führer verloren haben. Er war schon frühe als sozialistischer Pfarrer weiteren Kreisen bekannt geworden, und diese beiden Worte sind in seinem ganzen Leben die Schwerpunkte seiner Tätigkeit gewesen. Politisch war er vor allem als Führer der hessischen Jungsozialisten hervorgetreten, auf die er großen Einfluß gewonnen hatte, der sich auch über den engeren Kreis hinaus in der hessischen Sozialdemokratie bemerkbar machte. Die jungsozialistische Jugend, vor allem in Offenbach selber, der er in den letzten Jahren seine beste Kraft geschenkt hatte, hat ihm viel zu verdanken und durfte noch viel mehr von ihm erwarten. Er durfte die Reife seiner Saat nicht mehr selber erleben. Hier war seiner Begabung und Veranlagung nach für ihn noch am meisten zu tun, und die Lücke, die sein Tod hinterlassen, wird hier am schwersten zu schließen sein. Als sozialistischer Pfarrer war er mit unter den ersten in Verbindung mit den religiös-sozialen Schweizern getreten und hat im Sommer 1919 als Teilnehmer an der bekanntgewordenen Tambacher Tagung das „Neuwerk" mit begründen helfen. Die Neuwerk-Zeitschrift, die er eine Zeitlang mit herausgegeben hat und der er später noch als Mitarbeiter treu geblieben ist, hat viele Aufsätze von ihm veröffentlicht. An diesem Kreise zog ihn das Streben an, das auch sein Streben war, mit dem Christentum radikalen Ernst zu machen, es aus den Kirchenmauern in die Welt hineinzutragen. Er hatte wohl einmal daran gedacht, sich als Theologe zu habilitieren und ein akademisches Lehramt zu übernehmen; aber stärker, als die Theologie als Wissenschaft ihn fesseln konnte, zog es ihn zu einer unmittelbaren Wirksamkeit und praktischen Arbeit in und an der Jugend. Mannhaft, offen, mutig und furchtlos, wo er sich Angriffen auszusetzen hatte, seinen Gegnern gegenüber ehrlich und versöhnlich, wußte er die Jugend zu gewinnen und mitzureißen. Viele werden ihn so in ihrer Erinnerung tragen, die ihn auf den vielen Jugendtagungen, auf denen er als Redner auf-

getreten ist, gehört haben. Dabei hat er aber doch die wissenschaftliche Arbeit nie ganz ruhen lassen; er stand als Theologe dem Kreise um Barth, Gogarten, Thurneysen nahe, vielleicht früher mehr als zuletzt, denn sein theologisches Interesse war wesentlich durch seine praktische Arbeit mitbestimmt. Wie ihm hier die Verwirklichung des christlichen Lebens Aufgabe war, so war sie ihm dort Problem. Er hat ein unvollendetes Buch über das Grundproblem der Ethik, das ihn mit Unterbrechungen schon Jahre lang beschäftigte und dem er in den letzten Monaten sich von neuem zugewandt hatte, hinterlassen.

Ein unvollendetes Leben, mitten in fruchtbarer Tätigkeit abgerissen! Wir Lebenden, die wir mit ihm zusammengegangen waren, sehen uns betrogen um seine tapfere Mithilfe, um das, was wir noch von ihm erhofft haben. Er hat uns nur seine Aufgabe und sein Andenken hinterlassen. Sein Andenken soll uns stärken, das, was er angefangen hat, weiterzutragen!

Frankfurt a. M. Hermann Herrigel

Bücher und Schriften

Vom Alten Testament. Karl Marti zum 70. Geburtstage gewidmet von Freunden, Fachgenossen und Schülern, in ihrem Namen herausgegeben von Karl Budde. Mit dem Bildnis von Karl Marti. Gießen, Alfred Töpelmann 1925. VIII und 344 S. 16 M.

Achtunddreißig Beiträge von Alttestamentlern und Semitisten, unter denen man vielen der besten Namen begegnet, vereinigen sich hier zu einer ungemein mannigfaltigen Sammlung; das Verzeichnis der Schriften des Gefeierten und die erwünschten Register bilden den Abschluß. Wie der Vorbericht des Herausgebers zeigt, hat ihm vor allem daran gelegen, die Freunde, Altersgenossen und engeren Landsleute zu Worte kommen zu lassen; daneben nahm er, daß Marti einem neutralen Volke angehörte, zum Anlaß, Vertreter aller Völker, die an der biblischen Wissenschaft mitarbeiten, zusammenzurufen, um so dem schönen Ziele, alle wieder zu gemeinsamer wissenschaftlicher Arbeit zu vereinigen, um einen Schritt näher zu kommen. So ist diese Festschrift zugleich ein Programm geworden.

Das Werk trägt seinen Wert in sich, aber seinen nächsten Zweck sollte es nicht mehr erreichen. Ein Blatt, das dem Versande beiliegt, meldet darüber:

„Karl Marti hat diese Festschrift, die ihn an seinem siebzigsten Geburtstag ehren und erfreuen sollte, nicht mehr zu Gesicht bekommen. Ein Brief von seiner Hand vom 2. März, überfließend von Lebensfreude und frischen Vorsätzen des nie krank Gewesenen, gab dem Herausgeber das volle Recht zu den frohen Hoffnungen, mit denen sein Vorbericht abschließt — von einer ernsten Operation, deren Notwendigkeit erst gegen Ende desselben Monats festgestellt wurde, sollte Karl Marti nicht wieder erstehn. Am 22. April, seinem Todestage, gelangte der erste fertige Abdruck der Festschrift in würdigem Gewande in die Hände der Seinen; er fand seine Stelle auf seinem Schreibtisch zur Seite des Aufgebahrten. Die Kunde wenigstens von ihrer Vorbereitung hatte den Gefeierten durch einen an der Einlieferung seines Beitrags verhinderten Teilnehmer noch in gesunden Tagen erreicht. Sein 70. Geburtstag wurde der Tag seiner Beisetzung; Herausgeber und Verleger der Festschrift wohnten der Trauerfeier bei, und der Erstere durfte dem Heimgegangenen Worte der Würdigung und des Dankes im Namen der Fachgenossen nachrufen. Die Festschrift wird sein Andenken für alle Zeiten festhalten und kommenden Geschlechtern sagen, was Karl Marti uns gewesen ist."

Evangelisch-Sozial. Mitteilungen des Evangelisch-Sozialen Kongresses. Herausgegeben von Generalsekretär Pfarrer Herz, Leipzig-Gohlis. Erscheint vierteljährlich; für Nichtmitglieder jährlich 4 M.

Evangelisch-Sozial. Mitteilungen der Sächsischen Evangelisch-sozialen Vereinigung. Herausgegeben von Pfarrer Aé, Rodewisch.

Das zuerst angezeigte Heft ist ein Zeichen dafür, daß der Evangelisch-Soziale Kongreß seine Arbeitsleistung wieder auf Vorkriegshöhe gebracht hat. Im Jahre 1917/18 waren die letzten Hefte ausgegeben worden, bis 1924 erfolgten immer nur kleinere Mitteilungen. Jetzt liegt zum erstenmal wieder ein stattliches Vierteljahrsheft mit reichem Inhalt vor. Die darin enthaltenen Aufsätze in allen Ehren, besonders empfehlen möchte ich die Nachrichten, welche der Herausgeber über die Frage der Arbeitszeit und in dem Abschnitt „Aus Welt und Zeit" zusammenstellt. Jeder Pfarrer will und soll heute sozial sein — mit Recht; denn die sozialen Pfarrämter haben nur den Sinn einer sachkundigen Spezialstelle, dürfen aber nicht die Vorstellung erwecken, als ob damit der Gemeindepfarrer seiner sozialen Pflichten enthoben sei. Ist dem aber so, dann gehört ein Mitteilungsblatt wie „Evangelisch-Sozial" in jedes Pfarrhaus. Man kann nicht — wie leider oft geschieht — ins Blaue hinein sozial tätig sein oder sozial predigen. Dazu muß man die sich beständig verändernde Lage kennen, muß wissen, worum es sich jetzt gerade in dem Zeitpunkt handelt. Nun ist es dem Geistlichen unmöglich, sich die in Frage kommenden Zeitungen und Zeitschriften zu halten. Darum soll ihm das für evangelische pastorale Tätigkeit Wichtigste im Extrakt geboten werden. Vielleicht wäre es möglich, gerade diesem Teil der Mitteilungen noch mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Der Herausgeber hat die Energie und Gabe, hier gewiß Vortreffliches zu leisten *).

Daneben gibt die sächsische Evangelisch-soziale Vereinigung noch ihr besonderes Organ „Evangelisch-Sozial" heraus, das hier ebenfalls angezeigt sei. Es kann das Reichsorgan nicht ersetzen, ist aber wertvoll für die Bedürfnisse des speziell sächsischen Gebietes und zeugt von großer Lebendigkeit. Wäre es nicht, um Verwechslungen zu vermeiden, angebracht, den Titel „Evangelisch-Sozial" zu ändern? W

Fabrik und Zuchthaus. Eine sozialhistorische Untersuchung von Max Adler. Kultur- und Zeitfragen, Heft 10. Leipzig, Ernst Oldenburg, o. J. 150 S. 1.80 M.

Der Verfasser ist ein Feind aller Rationalisierung und Zentralisierung in Politik und Wirtschaft. Aus seinen Worten spricht eine glühende Feindschaft gegen unsere auf rationalen Erwerb und zentrale Versorgung eingestellte, vor dem Reichtum kriechende und die Armut verachtende Gesellschaft. Daher lehnt er den rationalen Kapitalismus ebenso ab wie den zentralistischen Sozialismus. Freiheit, Künstlertum, Einfachheit, organisch-freies Aus-sich-Herausleben der Menschen, die unter sich zur religiös fundierten Gemeinde oder Bruderschaft verknüpft sind: das ist das Ziel seiner Forderung. Armer, aber glücklicher sein! seine Parole. Die religiösen Bruderschaften des Mittelalters, aus denen dann die Zunftverbände hervorgingen, sind Vorbild. Mit großem zusammengetragenem Stoff zeichnet der Verfasser die Entwicklung der Arbeitsverhältnisse, wie er sie sieht. Ursprünglich brüderliche Verbundenheit in den Gütern der Religion, dann rationaler Erwerb, im Merkantilismus verdächtige Parallele zwischen Zuchthaus, Werkhaus und Fabrik, endlich das moderne, seelenmordende Industriesystem mit Zuchthauskultur. Rettung bringt nur gänzliche Umkehrung zur „Freiheit in Selbstbescheidung und Brüderlichkeit in Gott". — Ob der Verfasser die Dinge historisch richtig sieht, ist mir nicht sicher. Auch hier Romantik und Konstruktion, aber trotzdem ein tiefer, wahrer Kern. Urteilen wird man erst können, wenn der weitere Band mit den positiven Gegenwartskonsequenzen vorliegt, der bald erscheinen soll. Vorläufig möchte ich dies Buch jedem Theologen mit sozialem Gewissen empfehlen; es ist ein leidenschaftliches Zeugnis für das Ringen nach den überirdischen, im Geheimnis verbindenden Mächten der Religion im sozialistischen Lager. Georg Wünsch

Von der Arbeitsgesinnung unserer industriellen Massen. Ein Beitrag zur Frage: Mensch und Maschine. Von Heinz Marr. Frankfurt a. M., Englert und Schlosser. 17 S. 0.50 M.

Das ziemliche Gegenteil von Max Adler; was freilich verbindet, ist das soziale Empfinden. Heinz Marr aber, der den Freunden der CW kein Unbekannter ist, lehnt alle Romantik ab. Nüchtern will er die Tatsachen sehen, wie sie sind. Und da sieht er auch die Notwendigkeit des Maschinismus. In seiner lebendigen, eindringlichen Sprache sagt er harte Dinge, die mir aus der Seele gesprochen sind. „Gewiß, meine Freunde aus der bewegten Jugend, wir können dem ‚Maschinismus' entrinnen, indes nur, sofern wir mindestens die Hälfte unseres Volkes in die Fremde schicken oder verhungern lassen und selbst bereit sind, auf unsern Wandersonntag zu verzichten." Das Problem, um das es sich in diesem Vortrag handelt, ist die Frage der nationalen Eigentümlichkeit der Arbeitsgesinnung, die aus dem jeweiligen Ideal des nationalen Sozialismus erschlossen wird. Da ergibt sich für den deutschen Arbeiter die Einschätzung der Arbeit als einer harten Sache, die man nicht liebt, aber auch einer großen Sache, die man tut aus Hingabe und Pflicht. Kantische Pflichtauffassung, preußischer Beamtengeist, Organisationsbedürfnis, aber auch Stolz und Berufsbewußtsein steckt im deutschen Arbeiter und im deutschen Unternehmer, in welchem Sinne sie beide Sozialisten sind. Das Ergebnis ist stark prononciert und einseitig, erhellt aber scharf eine Seite des deutschen Sozialismus und dient dadurch zu seiner Klärung. Georg Wünsch

Neuer Anfang — Lebenswende. Aus unsrer Fürsorgeerziehung. Von P. Johann Voigt. Bordesholm, Nordischer Heimatverlag. 238 S.

Die Erziehungsarbeit in den Ricklinger Anstalten (Holstein) wird geschildert. Alle mit der Fürsorgeerziehung zusammenhängenden Fragen und Probleme werden aus reicher persönlicher Erfahrung sachgemäß behandelt. Das Buch ist fesselnd geschrieben und vermittelt einen starken Eindruck von den Leistungen der christlichen Erziehungsarbeit. Es ist außerordentlich geeignet, die noch immer in manchen Kreisen gegen die Fürsorgeerziehung bestehenden Bedenken zu zerstreuen und ihre unendlich heilsame und segensreiche Wirkung aufzuweisen. Das Buch gehört in die Bibliothek der älteren Abteilungen unsrer Jugendvereine, sowie in Volksbüchereien hinein. Es bietet reichen Stoff für Besprechungen in den kirchlichen Körperschaften, den Frauenhilfen und sonstigen kirchlichen Arbeitsgemeinschaften. Ulrich Altmann

*) Eben erschien das zweite Quartalheft mit dem Programm für Halle. Mitglieder (Jahresbeitrag 5 M.) erhalten die Zeitschrift direkt von der Geschäftsstelle Leipzig-Gohlis, Ulanenstr. 4.

Kirche und Jugendwohlfahrt. Darstellung der einzelnen Arbeitsgebiete, sowie praktische Winke für die Mitarbeit. In Verbindung mit Fachleuten und Freunden der Jugendwohlfahrt, herausgegeben von Pastor Beutel. Berlin-Dahlem, Wichernverlag. 160 S. 2.80 M.

Der Inhalt des Heftchens ist reichhaltig. Fast alle Gebiete der Jugendwohlfahrt sind berücksichtigt, doch sind nicht alle Beiträge von gleichem Werte. Zur allgemeinen Orientierung über Fragen der Jugendwohlfahrt kann das Heft empfohlen werden. U A

Der Ruin der freien Wohlfahrtspflege durch ihre Freunde. Von Helmuth Schreiner. Schwerin i. Meckl., Friedrich Bahn 1925. 30 S.

Es ist ein verdienstvoller Ruf zur Prüfung, Besinnung und Umkehr für dies in dem Zeitalter sozialer Not so stark in den Mittelpunkt gerückte Arbeitsgebiet, den das inhaltreiche Schriftchen in die Zeit hineinwirft. Unter dem Zwang der schweren wirtschaftlichen Bedrängnisse hat die Wohlfahrtspflege im umfassendsten Sinne in unsern Tagen eine geradezu zentrale Bedeutung gewonnen und eine Fülle von neuen Kräften, Gesichtspunkten, Plänen wachgerufen. Aber die Prüfung auf ihren letzten Wert und ihre durchgreifend heilende Wirkung ist in dem Übereifer der Organisationen nur zu kurz gekommen. Grenzen, Abgründe und Irrwege weist Schreiner in scharfer Beobachtung der Wirklichkeit und mit schneidender Klarheit auf. Staatliche und staatsfreie Wohlfahrtspflege, der Geist des Opfers, die Weltanschauung des Glücks, der Moloch der Organisation, das entstellte Angesicht der modernen Gesellschaft: „Wohltätigkeitsfeste" — diese Stichworte deuten an, welche Grundfragen hier behandelt und mit überzeugender Klarheit beleuchtet werden. Es ist ernsteste Pflicht aller Verantwortungsbewußten, diese Fragen so schonungslos zu durchdenken, wie es hier geschieht, und auf gründlichste Neuorientierung zu sinnen. Die Fragwürdigkeit dieses ganzen Gebiets, das hier und da wohl als ein Ruhmesblatt im neuen sozialen Staat betrachtet worden ist, mag einem hier erschreckend aufgehen. Aber wir müssen in diese Prüfung hinein und vielleicht noch schärfer auf die letzten Gründe gehen, als Schreiner es zunächst wagt. Denn der Weckruf allein — er ist ja nicht der erste, wenn auch der schärfste und gründlichste, den ich bisher vernahm — kann nicht Heilung bringen, wenn nicht neue Keimzellen zu einer völligen Reform unsers gesellschaftlichen Lebens erstehen. Diese letzten Konsequenzen für die soziale Struktur unsers großstädtischen Lebens hat Schreiner nicht gezogen. Daß ohne neufundierte, in der letzten religiösen Tiefe wurzelnde Gemeinschaftsbildung alle Not der menschlichen Arbeit Hohn lachen wird — auch das muß einmal eindeutig und bis in die letzten Konsequenzen den „wohltätigen" Kreisen, auch den religiösen, gesagt werden.

Ludwig Heitmann

Verschiedenes

Ich bin nicht Anthroposoph! Eine notwendige Richtigstellung. Die CW bringt in Nr. 14/15 Sp. 327 die Mitteilung: „Es sollte den Gegnern der Anthroposophie zu denken geben, daß nicht nur Theologen wie Rittelmeyer, Geyer, der Wiener Neutestamentler R. A. Hoffmann und der Königsberger Systematiker Hans Rust, sondern ... zu den Anthroposophen übergetreten sind." Mit diesen Worten leitet Gustav Mahr eine Anzeige Anthroposophischer Literatur ein, welche, wie eine Anmerkung mitteilt, schon drei Jahre alt ist, also aus dem Jahre 1922 stammt.

Es ist mir rätselhaft, wie der Herr Berichterstatter zu dieser Nachricht gekommen ist. Ich muß demgegenüber erklären, daß ich nicht Anthroposoph bin, es auch niemals war und im übrigen die Anthroposophie stets vorbehaltlos abgelehnt habe. Davon kann sich Jeder überzeugen, der sich die Mühe nimmt, meine wissenschaftlichen Veröffentlichungen zu lesen.

1922 erschien von mir ein Büchlein „Sittlichkeit und Gesundheit, Sittenlehre des Seelenlebens", Bielefeld, Velhagen und Klasing. Diese Schrift will ein modernisierter Feuchtersleben (nicht Knigge! wie ein verständnisloser Leser meinte ausstreuen zu dürfen) sein und den seelendiätetischen Wert einer religiösen, zumal christlichen Welt- und Lebensauffassung zum Bewußtsein bringen.

In demselben Jahre begannen meine „Wunder der Bibel" zu erscheinen. Heft 1: „Die Visionen des Neuen Testaments" 1922; Heft 2: „Das Zungenreden im Neuen Testament" 1924; Heft 3: „Die Weissagungen des Neuen Testaments" 1925. Das dritte ist das Schlußheft und soeben im Erscheinen begriffen. Die Hefte sind Stücke der Sammlung „Die Okkulte Welt" in dem Johannes Baum Verlag, Pfullingen. Vielleicht hat der Titel dieser Sammlung den Herrn Berichterstatter irregeführt. Auch D. Dennert ist es im Sonntagsblatt des „Reichsboten" vom 29. 7. 22 ähnlich ergangen. Er merkte offenbar gar nicht, daß meine Ausführungen gerade gegen die okkultistische These gerichtet sind, und wußte vermutlich nicht, daß „die Okkulte Welt" als ein Sprechsaal für und wider gedacht und geleitet ist. Von dem damaligen Schriftleiter, Herrn Hans Freimark, zu meinen Beiträgen aufgefordert, gehe ich von dem Grundsatz aus, daß gewisse Erscheinungen, welche der Okkultismus für sich in Anspruch nimmt und welche im Neuen Testament ihre Analogien finden, mit den Mitteln der wissenschaftlichen Psychologie aufzuhellen sind. In diesem Zusammenhange habe ich auch einige Erscheinungen angezogen, welche bei Rudolf Steiner zu beobachten waren und welche ich rein psychologisch verstanden wissen will.

1924 erschien von mir noch eine größere Monographie: „Das Zungenreden. Eine Studie zur kritischen Religionspsychologie". München, Bergmann. Diese Schrift, welche in der „Zeitschrift für angewandte Psychologie" als ein Standardwerk angesprochen wird, zeigt bereits die Grundabsichten meiner in der Ausarbeitung befindlichen „Kritischen Religionspsychologie", nämlich mit den Mitteln der Psychologie, soweit diese es gestatten, die Religion von allen Erscheinungen, mit welchen sie sich oft verquickt, klar und scharf zu trennen. Das schließt auch eine vorbehaltlose Ablehnung der Anthroposophie ein.

Königsberg Hans Rust

Auch Herr Professor D. Richard Hoffmann in Wien lehnt es ab, daß er zur Anthroposophie übergegangen sei. Er bekennt sich zum Okkultismus, zu einem kritischen Spiritismus, und ein Werk seiner Wissenschaft haben wir ja in Nr. 9 unsers Jahrgangs 1922 den Lesern vorgestellt. Auch mit der Psychanalyse will er nichts zu tun haben (gegen CW 1924 Nr. 42 43 Sp. 835). Er verweist für seine Stellung zu den Grundfragen der Weltanschauung auf seine uns leider (durch unsre Schuld?) unbekannt gebliebene Schrift: „Die Freiheit Gottes". Leipzig, Oswald Mutze 1923.

D H

Die Frau als Schöffin in Prozessen wegen Vergehens gegen die Sittlichkeit. Vor der zweiten großen Strafkammer des Landgerichts 1 in Berlin sollte in diesen Tagen eine Berufungsverhandlung stattfinden gegen einige Buchhändler wegen Herstellung und Verbreitung unzüchtiger Schriften und Bilder. In dem Gerichtshof saß auch eine Frau als Schöffin. Vor Eintritt in die Verhandlung regte der Verteidiger an, an deren Stelle einen männlichen Schöffen zuzuziehen. Der Vorsitzende verwies auf die Gleichberechtigung der Frauen, die auch in ihrer Schöffeneigenschaft gelte; eine Unterscheidung würde den Gesetzen widersprechen. Darauf stellte der Verteidiger einen eingehend begründeten Ablehnungsantrag, in dem die Frau als Beisitzerin in Prozessen wegen Vergehens gegen die Sittlichkeit grundsätzlich abgelehnt wurde, weil sie durch ihre Erziehung, ihr Geschlecht und ihre Auffassung eine einseitig betonte Einstellung zu Ungunsten der Angeklagten haben müsse. Ferner wurde in dem Antrag gesagt, daß in der Mitwirkung einer Frau bei derartigen Prozessen eine Beschränkung der Verteidigung liege. Bei dieser Art der Besetzung des Gerichts würde alle Prozeßbeteiligten ein natürliches Schamgefühl verhindern, in Gegenwart einer Frau am Richtertisch gewisse, notwendig erscheinende Fragen mit voller Klarheit zu stellen und zu erörtern. Nach längerer Beratung verkündete das Gericht, daß dem Ablehnungsantrag des Verteidigers stattgegeben sei. ... Man sollte so etwas heute nicht mehr für möglich halten. Auf den Gedanken, daß es gut sein möchte, gerade das feine Empfinden der Frau für Sittlichkeit zum Maßstab zu nehmen, ist in dem hohen Gerichtshofe offenbar niemand gekommen. Er entschied für eine eventuell mindere Form der Sittlichkeit, gegen die Frau, gegen die Hälfte, gegen weit mehr als die Hälfte des Volkes; denn es gibt immerhin auch eine ansehnliche Zahl von Männern, die einen solchen Streich unerhört finden. Da er außerdem rechtlich nicht haltbar ist, wird es ja wohl bei dem Beschluß dieses Gerichtshofes nicht sein Bewenden haben." Frankfurter Zeitung Nr. 353.

Wir möchten dem nur noch die prinzipielle Frage hinzufügen: Wer hat die „richtige" Auffassung von Sittlichkeit, die anständige Frau oder der durch allerlei legale Jugendsünden hindurchgegangene Mann der durchschnittlichen Gesellschaft?

Katholizismus und Protestantismus. Meine Frage im Nachwort zum Bericht über die Akademikertagung (CW 18/19 Sp. 421) hat Pater Friedrich Muckermann S. J. in der Kulturellen Beilage der Germania „Das neue Ufer" aufgegriffen. Er meint, ich hätte aus einer ganz bestimmten protestantischen Geisteshaltung heraus die Frage gestellt. Soviel sehe ich aus den Ausführungen, daß meine Frage für den katholischen Verfasser gar keine Frage ist; infolgedessen konnte sie durch ihn auch nicht die geringste Förderung erfahren. Zinsverbot, Ehegesetzgebung und Volksmission werden im ideal-katholischen Lichte gezeichnet, und man kann sich vor Erstaunen nicht fassen, daß unsereiner diese Einrichtungen in ihrer herrlichen Eindeutigkeit nicht begreift. Und gar, was die Autorität der Kirche betrifft, so begriffen wir nicht, daß die Unterwerfung unter sie in Freiheit geschehe. Nun begreife ich als Ethiker wohl, daß es Unterwerfung unter Autorität in Freiheit gibt, aber ich begreife nicht, wie diese Autorität eine menschliche Institution mit mancherlei historischen Irrtümern sein kann. Unterwerfung unter Autorität in Freiheit gibt es für uns Protestanten immer nur da, wo ich diese Autorität zu greifen imstande und von ihrer inneren Macht überwältigt bin, und das können nur Personen sein, mit denen ich durch Wort und Schrift in Berührung komme, aber nie Rechtsinstitutionen wie eine sichtbare Kirche. Und wie steht es mit dem, den seine Freiheit eben nicht

zur Unterwerfung unter die päpstliche Autorität führt, sondern zum Mißtrauen und zur Ablehnung ihr gegenüber? Es ist uns schwer denkbar, daß ein Gelehrter eine jahrelang mit größtem Fleiß gepflegte Arbeit aus Freiheit selbst verdammt, weil die Inderkontregation sie verdammt. Kann man da noch von Freiheit reden? In Muckermanns Antwort finde ich das alte Leichtnehmen und Hinweggleiten über Probleme, die wir Protestanten doch viel ernster nehmen. Und recht schmerzlich ersehe ich daraus wieder, daß die beiden großen Konfessionen doch, wenn es auf das Letzte geht, in zwei verschiedenen Welten leben. Möge uns das nicht hindern, wenigstens auf dem Gebiet des „Naturrechts" uns praktisch zu verstehen. W

Jungpfarrerzeit auf Schloß Elmau. 9.—26. Juni. Zu der Zuschrift von Professor D. Weinel CW Nr. 18/19 Sp. 430 ist noch hinzuzufügen: Die Kosten des Aufenthalts in Elmau sind so gering wie möglich bemessen: 4.50 bis 7.— M. den Tag, je nach der Art der Unterkunft. Auch soll an die Kirchenregierungen der Antrag gestellt werden, Teilnehmern, die nicht in der Lage sind, die Kosten aufzubringen, aus kirchlichen Mitteln zu helfen. Man wende sich im Notfall unter Darlegung seiner Verhältnisse an Herrn D. Johannes Müller selbst. Die Anmeldungen sind an die Schloßverwaltung Elmau, Post Klais, Oberbayern zu richten. Außer Prof. Weinel haben sich dafür eingesetzt: Prof. D. Adolf v. Harnack-Berlin, Prälat Dr. Konrad Hoffmann-Stuttgart, Prof. D. Friedrich Mahling-Berlin, D. Friedrich Siegmund-Schultze, Berlin, Pfarrer August Wiegand-Plau (Mecklenburg).

Gustav-Dalman-Institut. Am 9. Juni dieses Jahres wird Gustav Dalman siebzig Jahre alt. Er hat an der Greifswalder Universität die Anfänge eines Palästina-Institutes ins Leben gerufen, die noch recht bescheidenen Umfangs sind. Die Schüler und Freunde des Gründers rufen nun zu einer Gustav-Dalman-Stiftung auf, die helfen sollen, das Institut zu einem „Gustav-Dalman-Institut" auszugestalten. In ihm „sollen dann diejenigen Zweige der theologischen Forschung eine bleibende Pflegestätte finden, in denen Gustav Dalman bahnbrechend gewesen ist: die Palästinakunde und die Geschichte und Religion des palästinensischen Judentums in ihrem Zusammenhang mit der Bibelwissenschaft. An seinem Geburtstag wird ihm das Stiftungskapital überreicht werden, zugleich mit einer ganz schlichten Geburtstagsadresse, in der nur die Namen derer aufgezählt sind, die durch Beiträge an der Stiftung sich beteiligt haben." In Deutschland zeichnet Prof. Dr. Gerhard Kittel, Greifswald, Steinstr. 2. Bankkonto der „Gustav-Dalman-Stiftung": Neuvorpommersche Spar- und Kreditbank Greifswald, Postscheck Stettin 10 590.

Ein Flugblatt gegen die Ernsten Bibelforscher, kurz und schlagend, gibt der Evangelische Volksbund für Württemberg heraus; Landesgeschäftsstelle Stuttgart, Tübingerstr. 16. Preis 100 Stück 1.50 M.; 1000 Stück 14 M. zuzüglich Porto.

Kleine Mitteilungen. In der Druckerei befindet sich Nr. 81 der vertraulichen Mitteilungen der Freunde der Christlichen Welt „An die Freunde". Sie enthält ausführliche Wiedergaben der Vorträge und Diskussionsreden, die auf den Zusammenkünften in Gotha, Königsberg und Halberstadt gehalten worden sind. Man bezieht die Nummer, indem man Mitglied der Vereinigung wird, durch Meldung bei Kirchenrat Stier in Schackstedt bei Sandersleben oder beim Herausgeber. Jahresbeitrag 5 M.

In Halle wird für die Leser und Freunde der Christlichen Welt, die den Evangelisch-Sozialen Kongreß besuchen, sich Gelegenheit und Stunde finden zu freundschaftlichem Beisammensein. Man wolle auf betreffenden Anschlag achten. Die Veranstaltungen in Halle sämtlich im Stadtschützenhause, Franckestraße 1. D H

Aus der sozialen Welt

Die Stundenlöhne der Arbeiter der Welt betragen nach einer New Yorker Berechnung, wenn man die amerikanischen gleich 100 annimmt, in Deutschland, Österreich und Italien je 25, in Frankreich und Norwegen je 35, in Schweden 40 und in Holland 45 Prozent der in Amerika gezahlten Löhne.

Das Internationale Arbeitsamt bringt eine interessante Übersicht über die Reallöhne in den großen Weltstädten. Berücksichtigt sind 18 Arbeiterkategorien. Die Kaufkraft des Lohnes wird ermessen am „Marktkorb", d. h. es wird die Summe zu Grunde gelegt, welche eine Arbeitersfrau braucht, um ihre wichtigsten und notwendigsten Nahrungsmittel zusammenzubekommen. Als Normalzahl wird die von London gleich 100 gewählt. Danach betragen die Meßziffern für Philadelphia 221, Sydney 144, London 100, Stockholm 80, Paris 74, Berlin 63, Mailand 48, Wien 46, Lissabon 29. Diese Zahlen treffen auf den 1. Oktober 1924 zu, zeigen aber auffallende Übereinstimmung mit dem 1. Juli desselben Jahres.

Eine eigenartige Kategorie von Menschen, die des sozialen Schutzes bedarf, sind die Filmkinder, d. h. die bei Filmaufführungen verwendeten Kinder. Die Gefahren, denen sie ausgesetzt sind, bestehen gesundheitlich in dem grellen augenschädlichen Licht der Lampen, den grassen Temperaturwechseln, sittlich im stundenlangen Herumlungern, oft in den fertigen Kostümen, in den Garderobeverhältnissen, Verkehr mit ungeeigneten Personen, Schulversäumnissen, Teilnahme an nervenaufregenden oder zweideutigen Szenen. Der Polizeipräsident von Berlin hat am 30. Juni 1924 eine Verordnung zum Schutze der Filmkinder erlassen, wonach Kinder unter 3 Jahren gar nicht, die andern nur beschränkte Zeit, die Schulkinder nur außerhalb der Schulzeit und da nur bis zu sechs Stunden beschäftigt werden dürfen. Auch die Einrichtung der Garderoben, die geeignete Beaufsichtigung, die Beschaffenheit der Lampen wird geregelt. Da aber diese Verordnung nur für Berlin gilt, wird eine Ergänzung des Gesetzes für Kinderarbeit von der Reichsarbeitsverwaltung erwogen, die die Filmkinder besonders berücksichtigt. Das strittige Objekt ist die Verwendung von Kindern unter 3 Jahren zu Filmaufführungen. Einerseits behauptet die Filmindustrie, bei Verweigerung gegen die ausländischen Filme nicht mehr konkurrenzfähig zu sein, anderseits wird von Ärzten die besondere Schädigung gerade solcher Kinder festgestellt. Es ist ein eigentümliches Vergnügen des Filmpublikums, sich lachend oder weinend an drollig-rührenden Kinderszenen zu ergötzen, während die Spieler selbst an Leib und Seele gründlich verdorben werden. Unter diesen Umständen könnte man doch auf kinderselige Sentimentalität verzichten.

Manche Leute haben immer noch keine rechte Vorstellung von der Furchtbarkeit der deutschen Wohnungsnot. Man muß sich dazu mehr gewöhnen, ganz kalte Zahlen reden zu lassen, dann wird Einem schon warm. In diesem Frühjahr fand eine vom Preußischen Wohlfahrtsministerium einberufene Versammlung statt, die über Wohnungsnot beraten sollte. Dabei wurden folgende Zahlen genannt: Nach Erhebungen des Statistischen Reichsamts wurden in 33 Großstädten 1913 59 903 Wohnungen gebaut; während des Krieges ruhte die Bautätigkeit so gut wie ganz; 1919 wieder 8212; 1920 18 791; 1921 21 273; 1922 23 540 neue Wohnungen. 1923 in 42 Großstädten 41 014. Diese letzte beträchtliche Zahl erweckt Hoffnungen, die aber 1924 gewaltig zu Schanden werden; denn in den neun Monaten Januar bis September (soweit liegt die Zählung vor) wurden nur 18 228 Wohnungen gebaut; die Bautätigkeit hat versagt. Heute beziffert sich der dringendste Bedarf an Wohnungen auf etwa 1½ Millionen, ungefähr siebenmal soviel als in einem normalen Vorkriegsjahr produziert wurde. Verzweifelte Aussichten für die Wohnungssuchenden. — Noch verzweifelter aber wird die Lage, wenn man sieht, daß so gut wie keine Möglichkeiten zu einer erheblichen Beschleunigung des Wohnungsbaues bestehen. Das Haupthindernis dafür ist — dies das Empörende an der Sache — die ungerechtfertigte Steigerung der Kosten für Baumaterialien, hauptsächlich der Ziegelsteine. 1000 Ziegelsteine im Jahre 1913 kosteten 14 Mark, heute 50—60 Mark; nur die Westfälische Ziegelindustrie macht Ausnahmen. Der Vertreter der deutschen Ziegelindustrie suchte diese Preiserhöhung zu rechtfertigen, stieß aber auf starke Opposition gegen seine Argumente aus der Versammlung. Der Vorsitzende des Verbandes der Baugeschäfte Großberlins, also Sachverständiger, erklärte, daß die Produktionskosten für 1000 Ziegelsteine im Frieden höchstens 14,50; heute höchstens 20 Mark betrügen. Schließlich erklärte der Vertreter der Ziegeleiindustrie, daß an den hohen Preisen eigentlich die Käufer schuld seien, welche in die Höhe trieben, sie selber würden nur den Preis nehmen, der bezahlt würde. (Eine erbauliche Illustration zu Herrn Professor Brunstäds „subjektiver" Preisbildungstheorie, die der vom deutschen Idealismus entdeckten „wertschöpferischen" Persönlichkeit gerecht wird. Vgl. Sp. 488). Dabei gehen die Vertreter der Ziegelindustrie mit dem Plan um, sich zu einem Kartell zu vereinigen; dann wird bei der preußischen Disziplin, mit der solche volksfreundlichen Institute verwaltet werden, wohl kaum Aussicht sein, daß in diesem Jahrhundert das deutsche Volk zu ausreichenden Wohnungen kommt. Denn der Kostenaufwand für die nötigen Wohnungen beträgt bei diesen Preisen etwa 15 Milliarden Mark. Die Versammlung schloß nicht sehr ermutigend mit Appellen an den gegen den Kapitalismus machtlosen Staat, welche Kredithilfen, Steuerreformen u. a. vorschlugen. Dinge, von denen man von vornherein weiß, daß sie kaum wirksam sind. Was hier helfen kann, ist nur die gänzliche Umwandlung einer Wirtschaftsweise, die noch immer an den entscheidenden Punkten versagt hat, die aber um ihrer relativen Vorzüge willen von den Meisten geliebt wird, weil sie ihnen ihr kärgliches Brot zu garantieren scheint.

Die Klage der Industriellen über schlechten Stand der Geschäfte erklingt an allen Orten sehr beweglich, besonders wenn die Arbeiterschaft Erhöhung der Löhne und die Konsumenten Erniedrigung der Preise verlangen. Man kann in der Entscheidung über solche Forderungen nur gerecht sein, wenn man Einblick in die Besitz- und Verdienstverhältnisse der Unternehmungen hat, der überaus schwer zu gewinnen ist. Einen Anhaltspunkt bietet vielleicht die Veröffentlichung von „Wirtschaft und Statistik" über die Goldbilanzen des Jahres 1924. Danach zeigt sich:

daß von 28 Gesellschaften der Schwerindustrie das Kapital um 28 % und die Reserve um 45 % größer ist als vor dem Kriege;

daß von 62 Gesellschaften der Verkehrsindustrie das Kapital um 16 %, die Reserve um 63 % größer ist als vor dem Kriege;

daß von 262 Gesellschaften der Verarbeitenden Industrie das Kapital um 36 % größer, die Reserve um 46 % geringer ist als vor dem Kriege;

daß eine Abnahme des Kapitals die Handelsgesellschaften, die Banken und Versicherungsgesellschaften erlitten haben.

Man lasse diese Zahlen auf sich wirken und wird erkennen, daß auch erhebliche Teile des industriellen Unternehmertums neben Angestellten, Arbeitern und Beamten starke materielle Einbuße erlitten haben und die Schwerindustrie einen großen Teil des dort Verlorenen an sich zu ziehen wußte. Man bemerkt unter der weiterverarbeitenden Industrie, die in ihrer Kalkulation von der Kostenhöhe der Rohstoffe stark abhängig ist, eine wachsende Erregung gegen die Schwerindustrie, welche den Preisabbau dadurch erschwert und die Konkurrenzfähigkeit der von ihr abhängigen Industrien gefährdet.

In CW Nr. 5/6 wurde über die Verordnung des Arbeitsministers unterrichtet, daß vom 1. April an die Arbeitszeit an Hochofen- und Hüttenwerken von 12 Tagesstunden (Zweischichtensystem) auf 8 (Dreischichtensystem) herabgesetzt werden soll. Diese Verordnung wird aber durch untergeordnete Behörden örtlich außer Kraft gesetzt. So unterm 19. März durch das Oberbergamt Breslau. Sie bestimmt „auf Antrag des Arbeitgeberverbandes für die oberschlesische Montanindustrie ... aus Gründen des Gemeinwohls, daß in den dem genannten Arbeitgeberverband angeschlossenen Betrieben die Arbeitszeit ... bis zu 10 Stunden ausgedehnt werden darf. Diese Genehmigung gilt bis zum 31. Dezember 1925." — Ebenso haben die Regierungspräsidenten von Koblenz und Arnsberg mit Rücksicht auf die Not der Hochofenwerke entschieden, daß die zweiteilige Schicht im Hochofenbetrieb bis zum 1. Oktober 1925 erhalten bleibe.

Über Unfälle im Ruhrbergbau habe ich in meiner Schrift „Religion und Wirtschaft", S. 87 geschrieben, daß seit Verlängerung der Schichtzeiten 1924 die Unfallziffer um 60 % gestiegen sei. So berichteten die Christlichen Gewerkschaften. Inzwischen werde ich von Arbeitgeberseite belehrt, daß die Gewerkschaften dabei die Verhältnisse des Jahres 1923 als normalen Maßstab zu Grunde legten, wo die Arbeit überhaupt stark eingeschränkt, die Unfallzahl also sehr gering war. Die Unfallzahl ist im Gegenteil im Jahre 1924 stark hinter der Vorkriegszeit zurückgeblieben. An Todesfällen trafen auf 1000 Versicherte im Jahre 1912 2,95; 1913 2,59; 1924 1,83. W

Vom Katholizismus der Gegenwart

Die Heiligsprechung des Petrus Canisius wird am 21. Mai stattfinden. Dazu sollen große Pilgerzüge aus allen Orten, wo Canisius gewirkt hat, eintreffen: aus Deutschland (Köln und Bayern) 7000 Pilger, aus Holland 3000, aus Wien (unter Führung von Prälat Dr. Seipel) 2000, aus Freiburg in der Schweiz ebenfalls 2000 usw. Nach der Heiligsprechung wird in der Kirche Al Gesu ein „hochfeierliches Triduum" vom Erzbischof von Utrecht, vom Bischof von Freiburg-Lausanne und vom Erzbischof von Köln gehalten werden. Die beiden üblicherweise rechts und links des Heiligsprechungsaltars anzubringenden Bilder werden die beiden Wunder darstellen, welche der Heiligsprechungsprozeß anerkannt hat: die Heilung einer Nonne und eines Jesuitenfraters, die beide in Holland vorgefallen sein sollen.

Canisius (geb. 1521 in Nijmwegen; gest. 1597 in Freiburg in der Schweiz) war der erste deutsche Jesuit und Verfasser eines vielhundertmal aufgelegten deutschen Katechismus. Seine scharf gegenreformatorische Wirksamkeit, welche die innere Zerrissenheit im Protestantismus klug ausnutzte und die sich immer wieder von Rom die Weisungen holte, hat Bayern und Österreich dem Katholizismus erhalten. Er ist der Begründer der Jesuitenniederlassungen in Köln, Ingolstadt, München, Wien, Prag, Augsburg, Dillingen, Innsbruck, Würzburg und Freiburg in der Schweiz. Trotzdem hat er sich das Vertrauen der Ordensoberen in Rom nicht zu erhalten gewußt: die Fortsetzung der von ihm begonnenen Bekämpfung des reformatorischen Geschichtswerks der Magdeburger Zenturien wurde ihm untersagt; auch ist die Leitung der oberdeutschen Ordensprovinz, deren erster Provinzial er war, ihm entzogen worden. So zog er sich auf das Gebiet der erbaulichen Schriftstellerei zurück, auf dem er bis ins hohe Alter sehr fruchtbar geblieben ist. Seine Seligsprechung, schon 1625 begonnen, kam immer wieder ins Stocken und ist erst 1864 durch Pius IX. entschieden worden.

Der jetzt vollendete Heiligsprechungsprozeß gibt natürlich den deutschen Katholiken Anlaß, diesen „zweiten Apostel der Deutschen", der von seinen Zeitgenossen auch malleus haereticorum (d. h. „Ketzerhammer") genannt wurde, zu feiern und die „Gnade der Heimkehr Deutschlands zur katholischen Kirche" „in kindlichem Gebet zur Mutter Gottes zu erhoffen". In einem überschwänglichen Artikel der „Germania" (Nr. 13), der zu der Massenwallfahrt der Deutschen nach Rom auffordert, heißt es: „Die Welt ist auf dem Wege nach Rom."

Aus dem Briefwechsel des Canisius, der seit 1896 von O. Braunsberger herausgegeben wird (bis jetzt 8 Bände), sind für uns am interessantesten die monatlichen oder vierteljährlichen Berichte des deutschen Ordensprovinzials an den Jesuitengeneral in Rom, worin stets auch über die Lage der Protestanten in Deutschland berichtet wird. Wenn neuestens in einer sonst sehr beachtenswerten Schrift des Jesuiten E. Pribilla („Kulturwende und Katholizismus", München 1925, S. 108) eine Stelle aus einem Gutachten an den Ordensgeneral Aquaviva herausgehoben wird, um zu beweisen, „wie milde Canisius über die Protestanten seiner Zeit geurteilt" habe, so ist das immerhin sehr irreführend. Man urteile selbst: „Es geht nicht an, die Häretiker alle nach demselben Maßstab zu messen. Man muß einen Unterschied machen zwischen den Verführten und den Verführern. Wenn ich von den Deutschen sprechen soll, so gibt es unter ihnen gewiß unendlich viele, die den Neugläubigen anhängen und in der religiösen Lehre irren, aber doch so, daß ihre Irrtümer mehr aus Unkenntnis als aus Bosheit hervorgehen. Sie irren, aber ohne Streitsucht, ohne Verbissenheit und Verstocktheit. Sie irren, die meisten Deutschen, die von Natur meist einfachen Gemütes und ungebildet für Alles empfänglich sind, was sie, geboren und erzogen in der lutherischen Häresie, in den Schulen, Kirchen und in den Schriften der Irrlehrer gelernt haben. Daher können solche leichter und für sie nutzlicher, als andere Gelehrtere, die auf ‚der Bank der Spötter und der Bosheit sitzen' (Psalm 1, 1), traktiert, instruiert und bekehrt werden. Es empfiehlt sich, bei diesen anfänglich zu ‚dissimulieren' (d. h. anfänglich etwas vorzutäuschen)" usw. Die Kunst, mit der durch entscheidende Weglassungen und harmlose Übersetzung einzelner harter Worte dieser jesuitischen Bekehrungsmethodik (Petri Canisii Epistolae et Acta VIII, Freiburg 1923, S. 131) „ein mildes Urteil des Petrus Canisius über die Protestanten seiner Zeit" unterlegt wird, das erinnert fast an die Dissimulierungskünste, die der neue Ordensheilige seinen Oberen empfohlen hat.

*

Auch auf der katholischen Seite zittern die merkwürdigen Gegensätze des letzten Wahlkampfes nach:

1. Im Preußischen Abgeordnetenhaus hat in der Sitzung vom 30. April der katholische Prälat und Zentrumsabgeordnete Wildermann (ehemals neben Troeltsch parlamentarischer Staatssekretär im Preußischen Kultusministerium) die Möglichkeit des Zusammengehens des Zentrums mit der Partei des vom Papst als „Irrlehre" verurteilten Sozialismus damit begreiflich zu machen gesucht, daß ebenso auch der Protestantismus für den Papst und für jeden Katholiken eine „Irrlehre" sei und trotzdem kein Mensch an einem Zusammengehen von Katholiken mit Protestanten in politischen Dingen Anstoß nehme. (Wir werden hierauf in unserm in Aussicht gestellten Artikel über das „Zentrum" noch zu sprechen kommen.) Dagegen hat der katholische Pastor Lukassowitz aus Schlesien als deutschnationaler Abgeordneter erklärt, das sei „sachlich unrichtig", wenn Wildermann den Protestantismus als Irrlehre bezeichne. „Das weiß und fühlt Jeder, und braucht nicht erst bewiesen zu werden." Die Aufregung der Zentrumskreise über die „deutschnationalen Katholiken" ist dadurch natürlich gewachsen. Ein Pfarrer Adam, ebenfalls Mitglied des Abgeordnetenhauses, äußert „die Meinung (Germania Nr. 223), daß die missio canonica des Kollegen Lukassowitz einer Revision unterzogen werden müsse". Eine Reihe von sonstigen Vorwürfen von Lukassowitz gegen klerikale Wahlbeeinflussung in Schlesien hat der Zentrumsabgeordnete Baumhoff in der Sitzung vom 13. Mai mit Berufung auf seine schlesischen geistlichen Gewährsmänner als Unwahrhaftigkeit bezeichnet.

2. Auch unter den Katholiken Süddeutschlands und Bayerns kriselt die Wahlbewegung noch. Dahin gehört der Wechsel offener Briefe zwischen dem Führer der bayrischen Volkspartei Domprobst Dr. Pichler in Augsburg und dem katholischen Stadtpfarrer Dr. Stegemann in Heilbronn über das rechte Verhältnis von Katholizismus und Partei, und eine Reihe von Erörterungen in der „Augsburg. Postzeitung" und anderwärts über das Thema „Christliche interkonfessionelle oder katholische Politik". Die „Zentralstelle der katholischen Schulorganisationen" wendet sich in einer scharfen Erklärung gegen Dr. Heim, der Marx in den „Münchener Neuesten Nachrichten" angegriffen hatte, und erinnert daran, daß Dr. Heim „selbst vor Jahren mit dem Sozialistenführer Vollmar einen Wahlabkommensvertrag abschloß". Die „Augsburg. Postzeitung", ein führendes Blatt der Bayrischen Volkspartei, kommt zum Schluß, daß jedem Katholiken, sei er Hindenburg- oder Marx-Wähler, die Augen aufgehen müssen, „daß wir uns das einfach nicht wieder erlauben können, uns gegenseitig zu befehden" (Nr. 110). Und in der „Germania" beschwören die „alten Parteifreunde" den „Geist Windthorsts": „Warum verstehen wir uns nicht mehr?"

3. Der Reichsparteivorstand des Zentrums hat am 13. und 14. Mai in Berlin hinter verschlossenen Türen die in seinen eigenen Reihen während der Wahl hervorgetretenen Gegensätze abgemacht und in einer einstimmig angenommenen Entschließung sich erneut zu Marx und zur unveränderten Politik der Volksgemeinschaft bekannt („Germania" Nr. 225).

*

Viel Beachtung findet eine statistische Karte über das Wachstum der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten während des Jahrhunderts von 1822 bis 1922. 1822 gab es 9 Diözesen, 78 Priester und 600 000 Katholiken; 1862 waren es 43 Diözesen, 2284 Priester und 2 Millionen Katholiken. 1922 sind es 103 Diözesen, 21 164 Priester und 17 616 676 Katholiken. Durch die ungeheure Einwanderung aus Irland, Italien und den slavischen Ländern ist die katholische Kirche die volkreichste aller kirchlichen Denominationen in Nordamerika geworden. Die größte baptistische Kirche umfaßt 8,1 Millionen Mitglieder und die bedeutendste methodistische Organisation zählt 8,4 Millionen. Am dichtesten ist die katholische Bevölkerung in New York (1,3 Millionen) und Brooklyn (891 000), in Chicago (1,15 Millionen), Cleveland (513 000), Detroit (511 000). In den Parlamenten sitzen 32 Katholiken im Unterhaus (unter 435) und 4 im Senat (unter 96).

Im Jahre 1926 soll in Chicago der nächste Eucharistische Kongreß, der erste auf amerikanischem Boden stattfinden. In Chicago gibt es nicht weniger als 292 katholische Kirchen. Ein katholisches Reisebüro in Aachen hat bereits ein Sonderschiff für die zum Kongreß fahrenden Deutschen gechartert, in welchem während der Seereise das Sakrament durch ständige Aussetzung verehrt werden soll.

*

Nach einer Meldung aus London („Germania" Nr. 216) werden mit Genehmigung des Erzbischofs von Canterbury die Besprechungen zwischen Vertretern der Kirche von England und der römisch-katholischen Kirche am 18. Mai in Mecheln wieder aufgenommen. Die führenden englischen Vertreter werden die Bischöfe Frere, Truro und der frühere Bischof von Oxford Gore sein.

*

Bekanntlich ist die Santa Casa di Loreto, das angeblich im Jahre 1295 von Engeln durch die Lüfte nach Loreto getragene Häuschen der Maria von Nazareth, durch katholische Forschung der zwei letzten Jahrzehnte (Ulysse Chevalier 1906; Georg Hüffer I 1913; II 1921) ihres legendären Ruhmes endgültig entkleidet worden. Trotzdem wird neuestens im Bistum Augsburg der Versuch gemacht, ein um 1700 durch ein bayrisches Herzogspaar gestiftetes Loretoheiligtum „mit genau denselben Maßen des Häuschens von Nazareth" und mit einem Gnadenbild ähnlich dem von Loreto, das mit dem rechten „in Berührung gebracht und dadurch besonders ehrwürdig" geworden sei, zum Mittelpunkt einer neuen Wallfahrtsbewegung zu machen. Dagegen wendet sich ein Artikel in der „Augsburg. Postzeitung" Nr. 110: „Heute kann die Parole nur heißen: Unhaltbares nicht mehr halten! Die volle hundertprozentige Wahrheit auch in diesen Dingen! Ist ein dringendes Bedürfnis zu einer Wallfahrt im Herzen Mittelschwabens vorhanden, so sage man einfach und schlicht: Wir möchten eine Marienwallfahrt; das kann man verantworten vor der Wahrheit und vor dem Volke. Aber man sage nicht: Wir errichten eine Wallfahrt zu Maria in Loreto. Das grenzt nach dem Stande der heutigen Forschung an Irreführung des Volkes, mögen die Veranstalter es noch so gut und rein intendiert haben."

*

Das Gnadenbild der Schmerzhaften Mutter in der Franziskanerkirche zu Bornhofen am Rhein (Gemeinde Kamp bei Goarshausen) ist am 10. Mai d. J. nach feierlicher Erlaubniserteilung des Papstes mit einer Goldenen Krone gekrönt worden, die der Weihbischof Mönch von Trier „auf die Stirne der schmerzhaften Mutter" legte. Die Wallfahrt nach Bornhofen ist 1289 entstanden. Die Sitte der Krönung wundertätiger Bilder soll aus dem mittelalterlichen Italien stammen und von einem Kapuzinerpater Hieronymus von Paulucci eingeführt worden sein („Germania" Nr. 226). Beide Nachrichten lassen sich nicht in Einklang miteinander bringen. Denn Kapuziner gibt es erst seit der Reformationszeit. Und von Hieronymus von Paulucci konnte ich in sämtlichen mir zur Verfügung stehenden Nachschlagewerken (Wetzer und Welte, The Catholic Encyclopedia, Hurters Nomenclator) nichts ergründen. Es wird des Weiteren gemeldet, daß Gnadenbilder nur nach vorheriger gründlicher Prüfung „durch das Kapitel in Rom" (?) gekrönt werden könnten, und daß diese Ehre bereits den Madonnen in Kevelaer, Werl, Telgte und Mariental zuteil geworden sei. Das Gold zur Krone hat das die Krönung fordernde „Volk" als Weihegeschenk selbst aufzubringen. Über dieses seltsame Krönungsrecht und die Krönungsliturgie habe ich ebenfalls nichts auffinden können.

*

Durch das „Heilige Jahr" wird zweifellos im katholischen Volksteil die currendi libido gesteigert, wie schon im ausgehenden Mittelalter die ungesunde Wallfahrtssucht genannt worden ist. Das zeigen nicht nur die beiden vorherigen Berichte, sondern auch das dringende Bedürfnis, das heuer wieder zum erstenmal seit 1908 eine „Aachenfahrt" notwendig wurde. So oder auch „Heiltumskirmes" heißen seit Jahrhunderten die in der Regel alle sieben Jahre üblichen Wallfahrten zu den vier „großen" und zu mehreren „kleinen" Reliquien Karls des Großen, der ja nicht nur deutscher Kaiser, sondern nebenbei auch Reliquiensammler und ein, wenn auch etwas angezweifelter Heiliger der katholischen Kirche gewesen ist. Da seine Heiligsprechung von einem Gegenpapst (1165) auf Geheiß Friedrich Barbarossas erfolgte, ist sie außerhalb der rheinischen Diözesen nie voll anerkannt worden. Aber hier hängt mit ihr die große Wallfahrt zusammen, die gegen Ende des Mittelalters (seit Kaiser Karl IV., der 1372 die Aachenwallfahrt machte) die größten Dimensionen annahm. Von der Reformation bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts ist sie fast ganz in Abgang gekommen, bis sie im Zusammenhang mit den „Kölner Ereignissen", d. h. der unglücklichen Kirchenpolitik Preußens im Rheinland seit 1842 in neuen Flor geriet. So werden denn auch dieses Jahr wieder in der üblichen Zeit vom 10. bis 24. Juli die Massen nach Aachen wallfahren, und es werden sich je vier Prälaten der katholischen Kirche finden, die in der üblichen Weise an den Sonntagen der Wallfahrtszeit von fünf verschiedenen Stellen der Turmgalerie der Münsterkirche der wundersüchtigen Volksmenge mit den vorgeschriebenen frommen Sprüchen die vier „großen Heiltümer" zeigen werden, nämlich: 1. das Kleid, welches Maria „in der Christnacht anhatte, als Jesus Christus, wahrer Gott und Mensch, von ihr geboren ward"; 2. „die Windeln, die heiligen Tücher, darin unser Herr Jesus Christus gewickelt war auf die heilige Christnacht"; 3. „das Kleid Johannis Baptistae, das er anhatte, als sein Haupt ward abgeschlagen und das Blut hieher spritzte"; 4. „das heilige Kleid, das unser Herr Jesus Christus vor ihm hatte am heiligen Kreuz auf den Charfreitag". Und dazu wird man die „kleinen Reliquien", nämlich die heiligen Überreste des Kaisers Karl und sonst verschiedenes Wunderbare ausstellen! Solange eine Kirche immer noch die nötige Zahl von „Prälaten" aufbringt, die diese Dinge dem Volk zeigen und zurufen, solange ist es um ihre Volkstümlichkeit wohl nicht schlimm bestellt, aber um den freimachenden Sieg der Wahrheit, für den sie doch eigentlich auch do sein sollte.

*

Der Dominikanerorden zählt nach der neuesten Statistik insgesamt 5270 Mitglieder (darunter 855 Kleriker und 287 Klerikernovizen). An erster Stelle stehen die drei spanischen Provinzen mit 614 Ordensmitgliedern und die philippinische mit 602 Mitgliedern (über die Dominikaneruniversität Manila vgl. 18/19 Sp. 428). Dann folgen die beiden französischen Provinzen mit 453, die nordamerikanische mit 442 (dazu eine kalifornische mit 70 und eine kanadische mit 186 Mitgliedern); die niederländische mit 381, die deutsche mit 277 und die belgische mit 239 Mitgliedern. Die italienischen Provinzen haben zusammen 450 Mitglieder. Der bisherige General des Dominikanerordens, P. Ludwig Theißling, geboren 1852 in Alkmaar in Holland, ist am 2. Mai d. J. gestorben. Der frühere General des Dominikanerordens Dr. Frühwirth lebt noch als Mitglied des Kardinalskollegiums. H H

Wöchentliche Chronik

Die Arbeitstagung des Weltkongresses in Köln, die auf 10.—12. Juli angesetzt war, findet an diesen Tagen noch nicht statt.

Eine aus allen deutschen Gauen beschickte Führertagung der Dorfkirchenbewegung gründete in Halle 27.—29. 4. den „Deutschen Dorfkirchenverband", dessen Leitung sich zusammensetzt aus Propst Köhn in Garwitz (Meckl.), Dekan Scriba in Eichelsdorf (Hessen) und Pfarrer Meyenschein in Langenschwarz (Cassel). Der Verband soll alle dorfkirchlich Gesinnten zusammenfassen, um die literarische Wirksamkeit des geistigen Führers der Bewegung, D. v. Lüpkes, intensiv zu unterstützen. Auch der Verlag der Monatsschrift „Die Dorfkirche" war durch Teilnahme des Inhabers der Deutschen Landbuchhandlung, Prof. H. Sohnren, vertreten. Der nächste gesamtdeutsche Dorfkirchentag soll im Sommer 1926 in Königsberg i. Pr. gehalten werden.

Rittelmeyer dementiert die vom Protestantenblatt gebrachte Mitteilung, daß er zum Austritt aus der Kirche aufgefordert habe. Er sei selbst nicht aus der Kirche ausgetreten und habe öffentlich und privatim überall zum Bleiben in der Landeskirche, solange wie möglich, aufgefordert.

Der Verband des Freien Protestantismus in Sachsen hat bei dem Volksbildungsministerium die Ausbildung von Religionslehrern an dem Pädagogischen Institut in Dresden beantragt.

Die Altonaer Pastorenschaft hat mit Ausnahme von Pastor Wallroth gegen einen während der Zeit des Hauptgottesdienstes gehaltenen politischen Vortrag von Professor Baumgarten zu Gunsten von Marx protestiert und das Landeskirchenamt ersucht, der theologischen Fakultät ihre Entrüstung über das Ärgernis zu berichten. Das Landeskirchenamt ist diesem Wunsche nachgekommen und hat nicht nur wegen dieser „Geringschätzung kirchlicher Ordnung", sondern auch wegen des Eintretens für den „Führer der deutschen Zentrumspartei" eine öffentliche Erklärung erlassen. Zu lesen in Nr. 20 der „Landeskirche".

Den Mormonen ist in Altona die Benutzung einer Schulaula von der Regierung jetzt untersagt worden.

Auf der ersten Bezirkskonferenz der reformierten Gemeinden in Pommern wurde ein Gesetz gefordert, das jedem Reformierten, auch wenn sich an seinem Wohnsitz keine reformierte Gemeinde befindet, den Anschluß an die nächstliegende reformierte Gemeinde sichert.

Die Generalsynode der evangelischen Kirche A. B. in Österreich hat ein Gesetz für die Verfassunggebende Synode geschaffen; dieser sollen 9 Volks-, 3 Mittelschullehrer, eine Vertreterin der kirchlichen Frauenvereine, 2 der Inneren Mission, ein Professor der Theologie, 24 Geistliche, 24 Presbyter und 10 besondere Abgeordnete der Pfarrgemeinde Wien angehören. Die Synode H. B. hat beschlossen, daß die reformierten Gemeinden mit denen des A. B. zusammen an der Verfassunggebenden Synode teilnehmen sollen. Es wurde als wünschenswert bezeichnet, daß beide Kirchen in Verfassung und Verwaltung eine Einheit bilden sollen. Die Generalsynode A. B. hat einmütig den Anschluß der österreichischen Kirche an den Deutschen Evangelischen Kirchenbund beschlossen. — 1924 sind in Deutschösterreich 4555 zur evangelischen Kirche übergetreten (4275 A. B., 280 H. B.), davon 2386 + 271 in Wien und näherer Umgebung; in Böhmen 1195, davon 1066 unmittelbar aus der römischen Kirche. Austritte in Österreich 1822.

Die vom Großen Rat in Zürich beantragte Verminderung der Mitgliederzahl der Kirchensynode ist durch Volksabstimmung mit 39 000 gegen 36 000 Stimmen abgelehnt worden. — In Zürich werden seit Karfreitag an allen Sonn- und Festtagabenden auf Veranlassung des Kirchenrats Radiopredigten gehalten; ein Mitglied der Behörde organisiert den Predigerturnus.

In Solothurn wurden bei der Aufbringung des neuen Geläuts der reformierten Kirche die Glocken der katholischen Kirche zur Begrüßung geläutet.

In Ungarn sind 63,9 % römisch-katholisch, 21 reformiert, 6,2 Lutheraner, 5,9 Juden, 2,2 griechische Katholiken, nicht ganz 1 gehören zu kleinen Gemeinschaften. — In Ungarn sind Frauen zur theologischen Fakultät der Universität Debreczin zugelassen. Sie können auch Examina machen und lehren, dürfen aber kein Pfarramt bekleiden.

Die Akademie in Leningrad hat den preußischen Kultusminister Dr. Becker zum korrespondierenden Mitgliede ernannt.

Die litauische Regierung hat anläßlich des polnischen Konkordats, durch das Wilna einem polnischen Bischof unterstellt ist, die Konkordatsverhandlungen mit Rom abgebrochen und ihren Vertreter beim Vatikan abberufen.

In Kowno ist eine evangelische theologische Fakultät errichtet worden; die deutsche Fraktion hat dagegen gestimmt, da es an Lehrkräften fehle, die imstande seien, die Vorlesungen in litauischer Sprache zu halten.

Nach dem Paulinum in Posen und Bethesda in Gnesen werden nun auch in Strelno, Zduny, Obornik und Bojanowo die deutschen evangelischen Anstalten liquidiert.

Der deutsche Pastor der Dorpater Universitätskirche Luther ist wegen Angriffs gegen Bischof Kukk und die estländische Regierung aus Anlaß der Vergewaltigung der Revaler Domkirche seines Amtes enthoben worden.

Das Gericht in Kopenhagen hat der Sowjetgesandtschaft das Eigentumsrecht an der russischen Kirche in Kopenhagen zugesprochen.

In Torre Pellice hat auf Anregung des Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen eine Tagung der lateinischen Länder (Italien, Frankreich, Spanien, Portugal) stattgefunden und den Austausch von Geistlichen zu Vortragsreisen in den benachbarten Ländern, Austausch von Kindern und Förderung des Aufenthaltes von Studenten der Theologie aus anderen lateinischen Ländern in Frankreich beschlossen.

Am 10. Juni fand der feierliche Zusammenschluß der presbyterianischen, methodistischen und kongregationalistischen Kirchen Kanadas zu einer einigen nationalen Kirche, darauf ein Nationalkonzil statt. Gegen die Vereinigung haben 115 von den 1629 presbyterianischen Gemeinden gestimmt.

Auf allen Missionsfeldern gibt es 29 188 protestantische Missionsarbeiter, davon 7625 ordinierte, 3819 unordinierte Männer, 8619 Ehefrauen, 9125 Missionsschwestern, 4598 Missionsstationen, 151 735 eingeborene Kirchenarbeiter aller Art, davon 10 493 ordinierte, 108 906 nichtordinierte Männer, 130 191 Frauen, 38 246 organisierte Kirchen, 8 342 373 Christen insgesamt; davon in Afrika 1 015 683 Christen auf 1403 Missionsstationen mit 1999 ordinierten Missionaren, in China 402 539, 740, 1475; Indien 811 505, 920, 1485.

Die Organisation der christlichen Jungfrauenvereine Nordamerikas hat in ihrer letzten Generalversammlung die bisher von ihren Mitgliedern verlangte Zustimmung zu einem dogmatischen Standpunkt aufgehoben und gibt als Zweck der Vereinigung jetzt an: Junge Mädchen untereinander in Treue zu Jesus Christus zu verbinden, sie zur Mitgliedschaft und zum Dienst in der christlichen Kirche zu führen, die Heranbildung christlicher Charaktere zu fördern durch physische, soziale, seelische und geistige Anstrengung, um dadurch eine soziale Kraft für die Ausbreitung des Reiches Gottes zu werden.

In Mexiko versuchte der Präsident der gegenwärtigen Regierung eine Trennung der katholischen Kirche herbeizuführen. Vor mehreren Jahren waren katholische Geistliche, die einen Abfall von Rom erstrebten und die Priesterehe einführen wollten, als Mitglieder der Radikalen Partei des Landes verwiesen worden. Nachdem nun ein radikaler Präsident gewählt worden war, hatten sie sich wieder eingestellt und versuchen ihre Ideen, z. T. mit militärischer Gewalt, durchzuführen. Das Volk lehnte sich mit erregter Entschiedenheit dagegen auf und bekennt sich energisch zur römischen Kirche. An Privathäusern und Schulen sieht man viele rote Zettel angeklebt mit der Aufschrift: Vive el papa. Die Person des Präsidenten soll der antikatholischen Politik ferne stehen; trotzdem ist das Vertrauen zur Regierung stark erschüttert. FZ 346

Von Personen. Berufen: Professor Lic. Dr. Paul Tillich in Marburg als Religionsphilosoph nach Dresden, hat angenommen. Ernannt: Domprobst Professor Rohde zum Bischof von Lund. E St

Versammlungskalender

Mai 29.—3. Juni. Reichsjugendtag Hannover.
Mai 29.—5. Juni. Pfingstfreizeit Neulandhaus Eisenach.
Juni 1.—4. 21. Deutscher Evangelischer Schulkongreß Stuttgart.
1.—4. Deutscher Alkoholgegnertag Düsseldorf.
2—5. Pfingstkonferenz Gnadau.
2.—4. Evangelisch-Sozialer Kongreß Halle.
2.—5. Reformierter Bund für Deutschland Duisburg-Meiderich.
4.—6. Bund für Gegenwartschristentum Augustusburg.
4. 5. Bund Haus und Schule Magdeburg.
6.—8. Deutsches Händelfest Leipzig.
9.—26. Kursus für junge Pfarrer und Kandidaten in Elmau.
13.—14. Evangelische Frauen ilse Wittenberg.
27.—30. Evangelischer Bund Königsberg.
29. Evangelischer Diasporatag Sigmaringen.
Juli 3.—6. Deutscher Bund der Blaukreuzverbände Chemnitz.
17.—19. Luther-Gesellschaft München.
August 3.—9. Allgemeine Christliche Studentenkonferenz Schlitz.
19. 20. Augustkonferenz (ev.-luth. Konferenz).
19.—30. Weltkonferenz Stockholm.
September 19.—22. Deutscher Verband für Kindergottesdienst Stuttgart.
20.—22. Gustav Adolf-Verein Gießen.
28.—2. Oktober. Deutsche Philologen und Schulmänner Erlangen.
Oktober 5.—7. Bund für Gegenwartschristentum Coburg.

Verantwortlich: Lic. theol. Georg Wünsch, Marburg a. L.

Das Heim der Freunde der Christlichen Welt

in **Friedrichroda**, Schreibersweg 6

bietet den Freunden und Gesinnungsgenossen der Christlichen Welt Sommer und Winter einen behaglichen Aufenthalt zu Erholung und Gemeinschaft. Gute Verpflegung, heizbare Zimmer.

Anfragen an die Hausmutter

Arbeitsfreudige jg. Mädchen (18—35 J.) mit guter Schulbildung werden zur Ausbildung als **Schwestern für Heil-, Erziehungs-, Krankenanstalten** und **Frauenkliniken** gesucht. Staatsanstellung, gutes Gehalt, Pensionsberechtigung. Aufnahmebedingungen w. versendet.

Staatliches Schwesternhaus Arnsdorf, Bez. Dresden
Geh. Reg.-Rat D. Raumann.

Sonntag morgen 6 Uhr wurde mein heißgeliebter Sohn, unser treuer Bruder

stud. theol.

Fritz Schiele

im Alter von 23 Jahren nach langem, schwerem Leiden durch einen sanften Tod erlöst.

Berlin-Steglitz, 17. 5. 1925. Schützenstraße 4.

Kathinka Schiele, geb. Heck
Georg Schiele, Dr. med.
Joachim Schiele, stud. phil.
Kurt Schiele.

Monatlich zwei Doppelnummern — Im Inland monatlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland für den Monat Juni Goldmark 1.—; im Auslande für das Vierteljahr April—Juni Goldmark 3.—; Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Doppelnummer Gm. —.60. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile Goldmark 0.20, bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) Goldmark 0.15. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 2422. — Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha-Stuttgart — Auslieferungsort Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 18. Juni

Dieser Nummer liegen die Noten zu dem Artikel **„Eine Gottesdienstordnung"** der vorigen Nummer bei.